21 3. Juliheft 1959

ILLUSTRIERTE

Erlebnisse in der Serengeti-Steppe

Von der Erforschung dieses großen afrikanischen Wildtierparks berichtet Dr. Bernhard Grzimek im Innern dieses Heftes

Vergessenes, von uns allen Miterlebtes, von ZB-Redakteuren in einer Fortsetzungsreihe wieder in Erinnerung gebracht

In jenen Tagen...

Erlaubte Blicke in ein Tagebuch

Tagebücher sollte man eigentlich als etwas sehr Persönliches vor dem Einblick dritter bewahren, dennoch habe ich keine Scheu, ein vor mir liegendes aufzublättern und Ihnen von dem Aufgeschriebenen auszuplaudern.

„25. Mai 1959 Harzreise mit Heinrich Heine"

steht auf dem aufgeschlagenen Blatt. Ob der Schreiber sich im Datum geirrt hat? 1959 und mit Heinrich Heine?

Es handelt sich wirklich um eine Niederschrift aus unseren Tagen: um die Notizen der Kulturbrigade der Städtischen Bühnen Quedlinburg in Verbindung mit den Brigaden der sozialistischen Arbeit im Eisenhüttenwerk Thale. Nichts vom Überschwang, der Tagebücher doch auszeichnen soll; sehr sachlich und kurz sind die Eintragungen, keine gepreßten Blumen oder Haarlocken, sondern Fotos und Zeitungsausschnitte liegen zwischen den Seiten. Es ist ein noch neues Buch, aber schon reich an Erlebnissen.

Acht Künstler der Quedlinburger Bühnen nahmen Kontakt auf mit den Brigaden der sozialistischen Arbeit. Ich lese vom ersten Zusammentreffen am 12. Februar, von Besichtigungen, Produktionsbesprechungen, von gemeinsam mit den Frauen der Brigade besuchten Premieren, vom 1. Mai, daß die Künstler im Zug des Eisenhüttenwerkes demonstrierten, von der Mitarbeit in der Produktion und schließlich vom besagten Ausflug mit Heinrich Heine. Jetzt ist auch klar: Kumpel und Künstler erlebten auf einer Wanderung des Dichters Reise noch einmal. Man spürt aus den letzten Eintragungen, daß man sich nähergekommen ist, daß man sich kennt und schätzt, denn auch die Brigade sah inzwischen im wahrsten Sinne hinter die Kulissen, lernte die Arbeit der Künstler kennen, interessierte sich für Vorstudien und Proben.

Die Quedlinburger sind ja keine Neulinge, was ihre Zusammenarbeit mit Betrieben angeht. Und es ist berechtigt, bei ihnen von einem schweren Anfang vor zehn Jahren zu sprechen. „Hör mir auf mit Theater, faß mal selber 'ne Schaufel an, das ist besser!" bekamen sie zu hören, wenn sie für ein Theateranrecht warben, oder höhnisch: „Wenn mein Magen so laut knurrt, störe ich doch bloß euer Getue auf der Bühne!" Das Stückchen Brot, das es mehr zu erringen galt, lag vielen näher als die Kultur, zu der sie kaum Beziehungen hatten. Lange genug war ihnen ja auch früher eingeredet worden, daß sie davon nichts verstünden. Allmählich aber setzten sich die Kollegen des Theaters durch. Auch für sie waren bessere Bedingungen entstanden: Das Braunkohlenwerk Nachterstedt hatte ein neues Klubhaus gebaut, und 1951 war der erste feste Besucherkreis dort gegründet. Zuviel wäre es, wenn man sagte, daß es nun steil nach oben ging. Es gab Rückschläge, aber sie fielen nicht mehr ins Gewicht, sie entmutigten nicht. Die Künstler gingen einen Schritt weiter. Sie brachten den Arbeitern buchstäblich die Kunst an die Werkbank, in die Werkhalle nach Feierabend, in den Speisesaal zum Frühstück oder Mittagessen. Sie kamen dem Unterhaltungsbedürfnis entgegen, aber nicht mit billiger Ware, und langsam, langsam wuchsen die Menschen mit, die mitunter von entlegenen Dörfern kamen und kaum je ein Theaterstück gesehen hatten. Sie verlangten jetzt nach Leseabenden, nach bunten Abenden mit Opern- und Operettenmusik. Sie sammelten sogar für „ihr" Theater, als außerplanmäßig neue Stühle angeschafft werden sollten. Sie begannen mitzureden, wenn es um Spielplangestaltung ging, gaben ihrer Meinung über das Dargestellte verständnisvoll Ausdruck, und auch der alte Mercedes des Theaters, der zwar vielen Platz bot, machte inzwischen einem modernen EMW Platz. Jetzt sind es Brigaden, die um den Titel „Sozialistische Brigade" kämpfen, zu denen die Künstler gehen, in Thale, in Rübeland und in Quedlinburg. Dorfklubs wurden gegründet und werden betreut, Laienzirkel angeleitet. Man sollte meinen, neben soviel gesellschaftlicher Tätigkeit bliebe kaum Zeit für die eigentliche künstlerische im Theater? Zwar ist, außer den Kammerspielen, das größte Kino Quedlingburgs zugleich das Theater, aber auch hier gibt es Pläne zur Veränderung. Welche Schwierigkeiten unter den Bedingungen eines Hauses entstehen, das zwei Musen dienen muß, kann man sich unschwer vorstellen. Trotzdem ist es voreilig, anzunehmen, daß schlechtes Theater gespielt würde. Die Einstudierungen sind sorgfältig, der Spielplan gut abgestimmt und zielstrebig.

Fremd sind sich Kumpel und Künstler schon lange nicht mehr

Ich könnte noch viel schreiben von der Einsatzfreudigkeit des gesamten Ensembles, von der Farbigkeit der ebenfalls vom Kollektiv gestalteten alljährlich im Bergtheater Thale stattfindenden „Deutschen Festspiele", davon, daß diese Bühne die geringsten Subventionen der Theater der DDR benötigt, daß ein Zubringerdienst organisiert ist, der von den entlegenen Harzorten Besucher heranholt, und daß die Arbeit mit den Kumpeln eben ein Bedürfnis für Künstler und leitende Funktionäre des Theaters geworden ist.

Warum ich das erzähle? Quedlinburg ist ein Städtchen, das ein Filmarchitekt in seiner glücklichsten Stunde hätte entwerfen und aufbauen lassen können, mit seinen farbigen Giebeln, geschnitzten altersbraunen Balken, den verwinkelten Straßen und Gassen und dem alles überragenden tausendjährigen Dom. Vor zehn Jahren schien es dazu bestimmt, beschaulich dahinzuträumen. Heute ist es erfüllt mit blutvollem Leben. Die Industrie wuchs und wächst seit jenen Tagen rings um und in der Stadt, und ein Theater ist da, dessen Mitglieder wissen: Mit dem Wachsen der Industrie muß auch das Bewußtsein der Arbeiter wachsen! Sozialismus ist eine Sache der Erziehung der Menschen zu kulturvollem Leben. Und dafür scheuen sie keine Mühe, opfern sie ihre Freizeit, denn mit dieser Aufgabe wachsen und reifen auch sie. Das Quedlinburger Theater ist ohne große Traditionen, es verdankt seine Entstehung unserem Staat, und es ist so lebendig wie es jung ist.

Darum erzählte ich das, weil man so schnell vergißt. Vergißt, welchen Sprung wir seit jenen zehn Jahren in der kulturellen Entwicklung gemacht haben, der nicht nur an unseren großen Bühnen sichtbar, sondern vor allem bei unseren werktätigen Menschen spürbar geworden ist. Die Quedlinburger haben viele Kollegen in der DDR. Deshalb ist es schon mal erlaubt, in einem Tagebuch zu blättern — es sind doch die Menschen, die den Sozialismus bauen!

Lena Smolny

Zum 40. Jahrestag der Novemberrevolution wurde Tollers „Feuer aus den Kesseln!" einstudiert. Intendant Curt Trepte (links) mit zwei Matrosenveteranen, Eichler und Müller, die der ehemaligen revolutionären Flottenzentrale angehörten und beratend der Probearbeit beiwohnten Fotos: Buschmann, Kittel

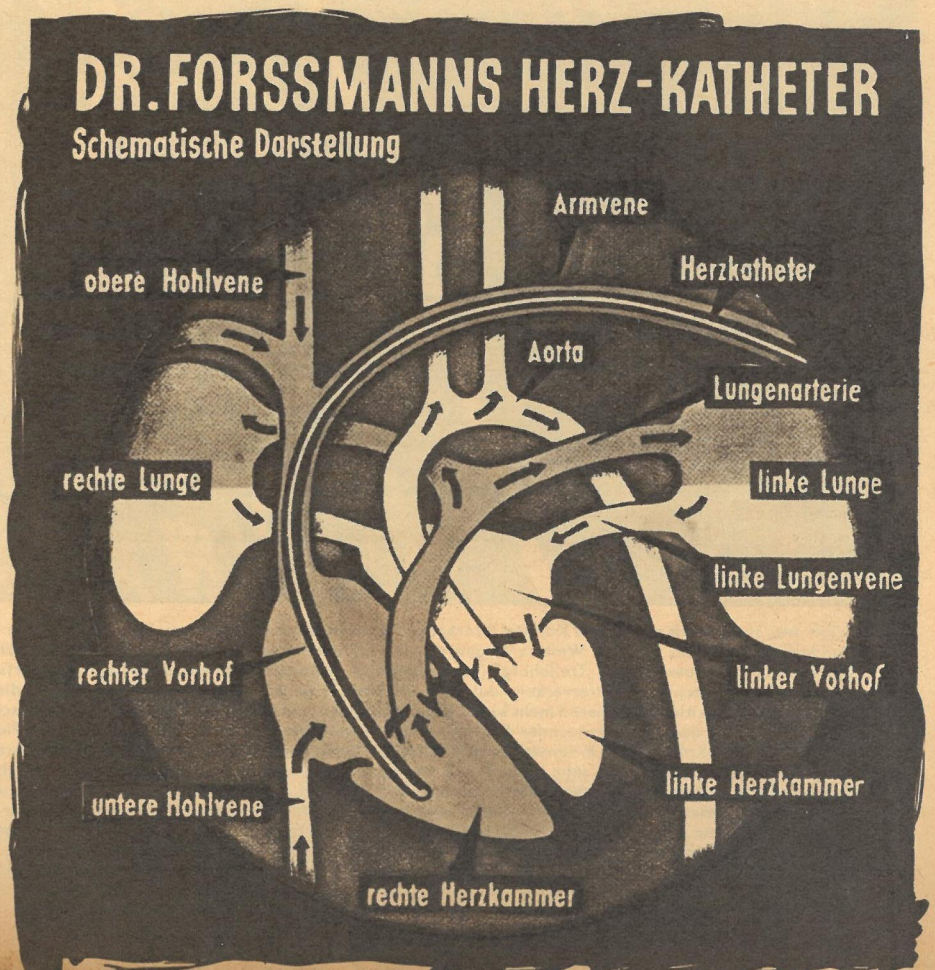
Agitprop-Programm nach Feierabend in der Werkhalle in Nachterstedt

Erlebtes Jahrzehnt

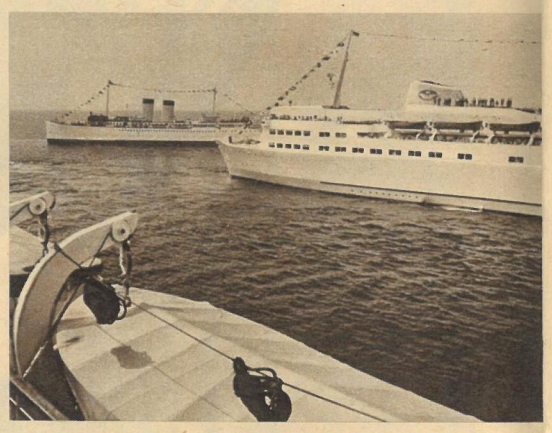
Sauberkeit kontra Dreck!

Text W. Rödel / Fotos ZB-Archiv

Da ist ein Arzt, ein in der Welt hochgeachteter Wissenschaftler, der für seine Versuche am eigenen Herzen den Nobelpreis erhielt. Er will Sauberkeit in der von ihm geleiteten chirurgischen Abteilung des evangelischen Krankenhauses Düsseldorf. Er setzt sich dagegen zur Wehr, daß die chirurgischen Bestecke zwischen Nahrungsmitteln, Putzmitteln und Nachttöpfen umherliegen und die Sterbenden in ihrer letzten Stunde auf den Gang geschoben werden. Es ist Dr. Forssmann, der den Herzkatheter entwickelte. Da ist auf der anderen Seite das Krankenhauskuratorium, an dessen Spitze ein ehemaliger Nazi-Oberfinanzpräsident residiert und zu dessen Mitgliedern die Frau eines strammen SA-Mannes gehört. Das Kuratorium sieht keinen Dreck, wie sollte es auch, denn den sind die Herrschaften gewöhnt, siehe ihre Vergangenheit. Deshalb wird dem Arzt gekündigt. Er solle sich erst einmal auf seine medizinischen Fähigkeiten prüfen lassen, verlangt das Kuratorium. So weit ist man in einem Teil Deutschlands schon wieder, daß der stramme Nazi Herting und die SA-verbundene Frau Schröder, Gattin des Bonner Innenministers, einen Wissenschaftler mit Dreck bewerfen können! In der Medizin schlußfolgert man von einzelnen Symptomen auf eine bestimmte Krankheit. Auf diesen Fall angewandt: Könnte man aus den Symptomen Dreck, großmäulige Nazis und Mißachtung der Wissenschaft nicht auch etwas schlußfolgern, nämlich akuten Faschismus? Und das vierzehn Jahre nach 1945!

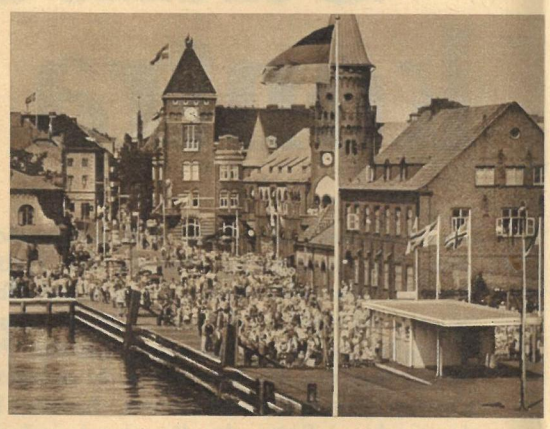


Neben dem Minister für Verkehrswesen der DDR, Diplom-Ingenieur Kramer, dem Generaldirektor der Schwedischen Staatsbahnen, Erik Upmark, und Oberbürgermeister Friedrich Ebert (v. l. n. r.) nahmen der sowjetische Minister für Seefahrt Bakajew, das diplomatische Korps, der Stadspräsident Bror Schyllert, die Bürgermeister von Saßnitz und Trelleborg und die Vertreter der Deutschen Bundesbahn an den Jubiläumsfeierlichkeiten in Trelleborg teil

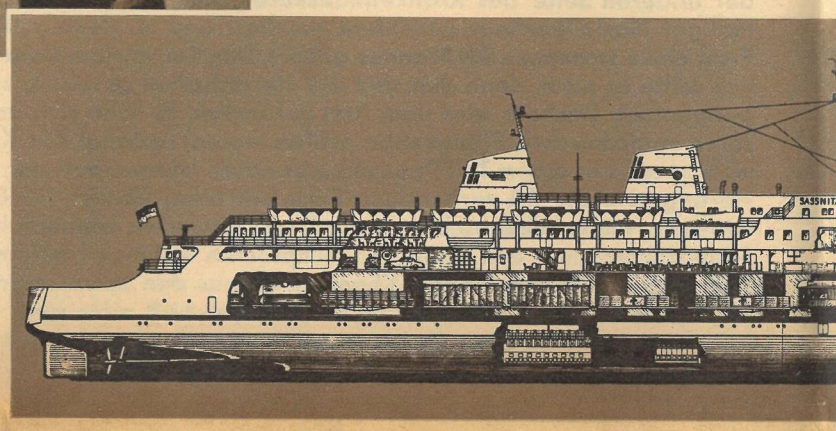


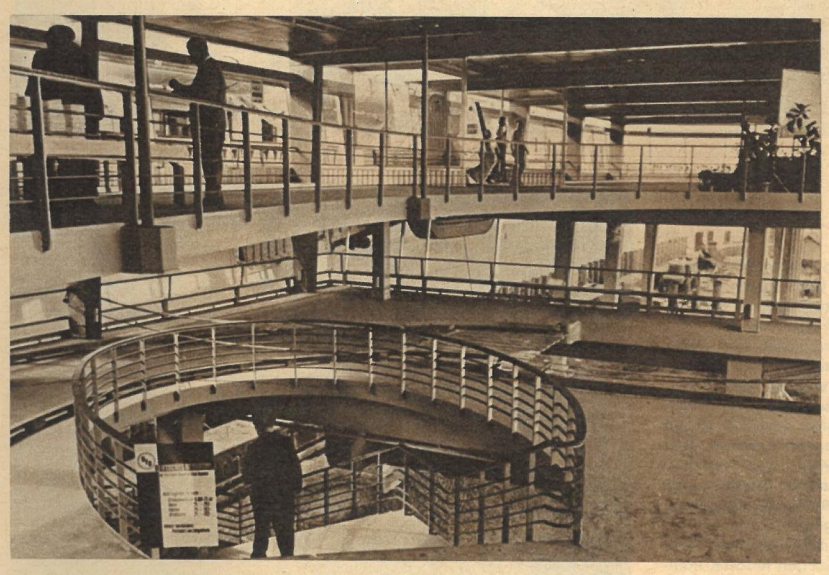
Begegnung auf hoher See. „Saßnitz" und „Trelleborg" lagen dicht beieinander, „Drottning (Königin) Victoria", 1909 erstes Fährschiff, drehte eine Ehrenrunde, und beide Kapitäne sprachen Begrüßungsworte. Unbeschreiblicher Jubel brandete auf allen drei Schiffen auf, als auf der „Trelleborg" die deutsche und auf der „Saßnitz" die schwedische Hymne intoniert wurde. Diese Ostsee-Begegnung war ein unvergeßliches Erlebnis für alle Beteiligten

Kapitän Ljundberg, 1909 Chef der „Drottning Victoria", wurde von Minister Kramer mit der Führung der „Saßnitz" ehrenhalber betraut und erhielt für seine Pionierarbeit im Trajektverkehr die Verdienstmedaille der Reichsbahn überreicht. Diese herzlichen deutsch-schwedischen Beziehungen wurden in Trelleborg fortgesetzt. Tausende standen am Hafen, Tausende in den Straßen, und Tausende lauschten dem Reichsbahnensemble. Sie alle waren Botschafter des guten Willens, den Fährverkehr zu einer Brücke echter Verständigung und des Friedens zu gestalten



Schiff frei zum Beladen! meldete Kapitän Duerkopp den Anwesenden, und dann rollte ein Waggon der österreichischen Bundesbahn als erster an Deck. Weitere Wagen, alle festlich geschmückt und mit wichtigen Transitgütern beladen, folgten. Der Einsatz der neuen Fähren „Trelleborg" (Schweden) und „Saßnitz" (DDR) war unbedingt erforderlich, weil der auf dem Trajekt ständig wachsende Güterverkehr auf rund 200 Prozent gegenüber 1936 gestiegen ist und die alten schwedischen Fährdampfer auch nicht annähernd mehr in der Lage waren, den Anfall zu bewältigen. Die moderne, schnittige und schnelle „Saßnitz" konnte dank hervorragender Leistungen der Neptun-Werft-Arbeiter 100 Tage vor dem Plan in Dienst gestellt werden. Minister Kramer fand in seiner Festrede herzliche Dankesworte für diese ausgezeichneten Arbeitserfolge. „Trelleborg" und „Saßnitz" sind sich sehr ähnlich und verfügen auch etwa über die gleiche Kapazität. Aber unsere „Saßnitz", so formulierte Berlins Oberbürgermeister Friedrich Ebert treffend, besitzt einen großen Vorteil: Sie wurde in der DDR erbaut, die schwedische Fähre dagegen — in Dänemark. Und ist es nicht eine große Anerkennung für unsere junge Schiffbauindustrie, wenn die Dänen jetzt auf ihrer Fährroute Warnemünde-Gedser ein gleiches Schiff eingesetzt haben wollen? Hier noch einige interessante technische Daten der „Saßnitz": Länge 137,5 Meter, Breite 18,8 Meter, Wasserverdrängung 7000 Tonnen, effektive Leistung 9600 PS, Geschwindigkeit 19 Knoten, Aufnahmevermögen 39 Güterwagen oder 14 D-Zug-Wagen, bis zu 40 Pkw, 1000 Passagiere, Antrieb Diesel-Motoren, Bug- und Heck-Ruder, Radaranlage, 3 Decks, 3 Salons





Festliche Kulisse für den Jungfernstart der „Saßnitz" war der schöne und moderne neuerbaute Fährhafen (siehe auch „ZB" Nr. 14/1959). Seine Hallen und Veranden waren zur Abfahrtszeit mit Hunderten Interessenten gefüllt, die, wir sind sicher, als das obligatorische „Muß i denn, muß i denn" erklang, genauso vom Fernweh gepackt wurden wie wir, die wir das Glück hatten, diese erste Fahrt an Bord unseres stolzen Schiffes miterleben zu können. Die weiten Glasflächen des Bahnhofs und die wuchtige Eisenkonstruktion der Autobrücke sind von hoher See aus noch lange zu sehen

350 Gäste des Ministeriums für Verkehr befanden sich an Bord, als der Kapitän zum festlichen Mittagessen in die eleganten Salons bat. Da saßen der Minister neben dem Schiffbauer, der Diplomat neben dem Journalisten, der Schiffsoffizier neben dem Eisenbahner und die Vertreter der schwedischen Staatsbahnen neben Oberbürgermeister Ebert. Freundschaftliche Gespräche wurden geführt und bestätigten ein ums andere Mal die völkerverbindende Rolle dieses Seefahrtsweges. Brigadier Artur Schrul (unteres Foto), der am Vorschiff von unten bis oben, wie er sich ausdrückte, dabei war, freute sich, daß er auch dabeisein konnte, als das Schiff seine erste planmäßige Fahrt antrat

Auf Jubiläumskurs

Am 6. Juli 1959, anläßlich des 50jährigen Bestehens des wichtigsten Nord-Süd-Trajektes unseres Kontinents, trat die modernste Eisenbahnfähre Europas, „MS Saßnitz", im Dienst der Deutschen Reichsbahn ihre Jungfernfahrt nach Trelleborg an. ZB-Reporter E. Kottwitz und P. Friedemann waren für Sie dabei

Vor einem reichlichen halben Jahr beantwortete ZB im Aufnahmeheim Eisenach die Frage:

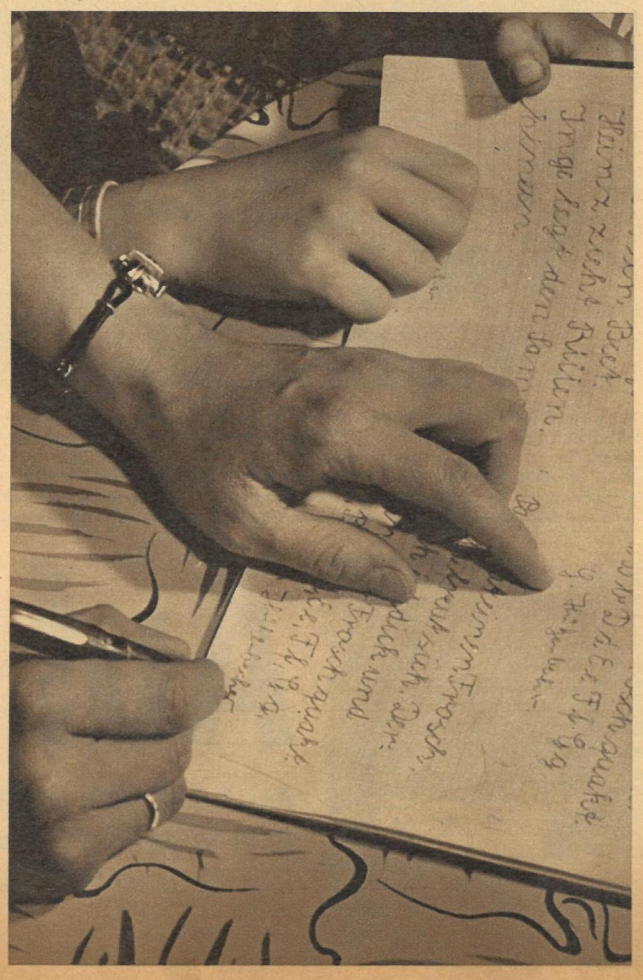
DPA-Nr. VII 1

„Haben sich Ihre Erwartungen erfüllt, bietet Ihnen der deutsche Staat, dessen Bürger Sie es wünschen?“ Herr Hülzenbecher antwortet nicht nur uns. Er antwortet allen, die sich

Im Vordergrund der Mensch

„Auf keinen Fall sind Sie so verlassen wie drüben.“ — In Eisenach war das noch Hoffnung, in Magdeburg, dem jetzigen Wohnsitz der Familie Hülzenbecher, hat es sich inzwischen in jeder Hinsicht bestätigt. Wie in Eisenach, so sitzt Heinz Hülzenbecher jetzt erneut mit Menschen zusammen, um über seine und seiner Familie Zukunft zu beraten. Nur sind es heute keine Wünsche mehr, die er vorbringt, sondern ganz konkrete Vorschläge, die ihm BGL-Vorsitzende Emma Lüttich und Kaderleiterin Gisela Burger im VEB Öl- und Fettwerke „Hans Schellheimer“ machen. „Selbstverständlich sind wir gern bereit, Sie nach einer angemessenen Zeit zum Studium zu delegieren, falls es noch Ihr Wunsch ist, Lehrer zu werden. Wir machen Sie aber gleichzeitig auf die Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb des Betriebes aufmerksam. Wählen können Sie natürlich selbst, das ist ganz klar!“ So klar ist für Herrn Hülzenbecher die Geschichte nicht, denn in der Westzone hatte er gar keine, hier dagegen gleich mehrere Möglichkeiten: „Für mich ist das etwas überraschend, aber ich glaube, daß ich mich doch für den Betrieb entscheiden werde. Hier merkt man deutlich, daß man nicht verlassen ist und daß alle einander helfen!“

Diese Hände hatten in dem letzten halben Jahr viele Blasen und auch manche Schwiele. Aber Hülzenbechers packten zu. Sie wußten, daß auch in der DDR nichts verschenkt wird, daß aber jeder Bürger die Möglichkeit hat, sich alles zu erarbeiten. „Für Heinz“, sagt Frau Marga, „war es anfangs besonders hart. Seine Hände waren an keine schwere Arbeit gewöhnt. Als Ungelernter hatte er aber erstens wenig Auswahl, und zweitens waren wir unserem neuen Staat ja den Beweis schuldig, daß wir es ehrlich meinen. Wir haben eben zugepackt und außerdem nicht schlecht dabei verdient. Was mir erst die meisten Sorgen machte, nämlich die Zukunft unserer Kinder, das macht mir jetzt die größte Freude. Wilfried, unser ‚Großer‘, geht jetzt das erste Jahr zur Schule. Gewiß wird in der DDR von den Kindern mehr verlangt, aber es wird auch mehr gelehrt und vor allem besser auf die Kinder eingegangen. Wenn Wilfried einmal Lehrer werden will, dann wird es ihm bestimmt nicht so gehen wie dem Vater, dem der Beruf aus Geldmangel bisher verschlossen war!“ Familie Hülzenbecher hat sich inzwischen eingelebt. Magdeburg, ihre neue Heimatstadt, ist ihnen nicht mehr fremd, und die Frage „Wie wird das Leben morgen sein?“, die sie in Eisenach stellten, ist heute schon beantwortet. Natürlich will noch vieles angeschafft sein, aber eines steht schon jetzt fest: Für diese Familie, die wir willkürlich unter der großen Zahl derer, die täglich in die DDR kommen, herausgegriffen haben, war der Schritt in unsere Republik der Beginn eines neuen, gesicherten Lebens, das, von keiner Krise mehr bedroht, täglich schöner und reicher wird!



„Wie wird das Leben morgen sein?“ Jetzt fragten wir erneut

396030

nun sind, die Möglichkeit, Ihr Leben so zu gestalten, wie Sie selbst über die Deutsche Demokratische Republik informieren wollen

„Ich möchte Ihnen gern ein kleines Rechenexempel zeigen, kommen Sie ruhig mit!“ So lud uns Frau Hülzenbecher zu einem Einkaufsbummel ein: „Wohlgemerkt, ich rechne nach den Preisen von vor einem halben Jahr, die drüben vielleicht schon wieder gestiegen sind. Also passen Sie auf. Der Unterschied beträgt bei Brot 53, Mondamin 6, Mehl 15, Spaghetti 11 und bei Grieß 7 Pfennig. Das sind bei einem einzigen Einkauf 92 Pfennig. Jede Hausfrau wird wissen, was das heißt. Von Kohle, Licht, Gas, Verkehrsmitteln usw. brauche ich nicht zu sprechen, das ist bekannt. Für unseren Haushalt mit fünf Personen sieht die monatliche Endabrechnung so aus, daß ich hier meist bis 90 Mark übrigbehalte, während es drüben bei gleichem Verdienst im Höchstfall etwa 40 Mark wären. Spaß hat es mir gemacht, meine Mutter, die uns vor kurzer Zeit besuchte, einkaufen zu schicken. Sie fiel aus allen Wolken, und ihre Meinung war: „Euch geht es doch besser als uns!“

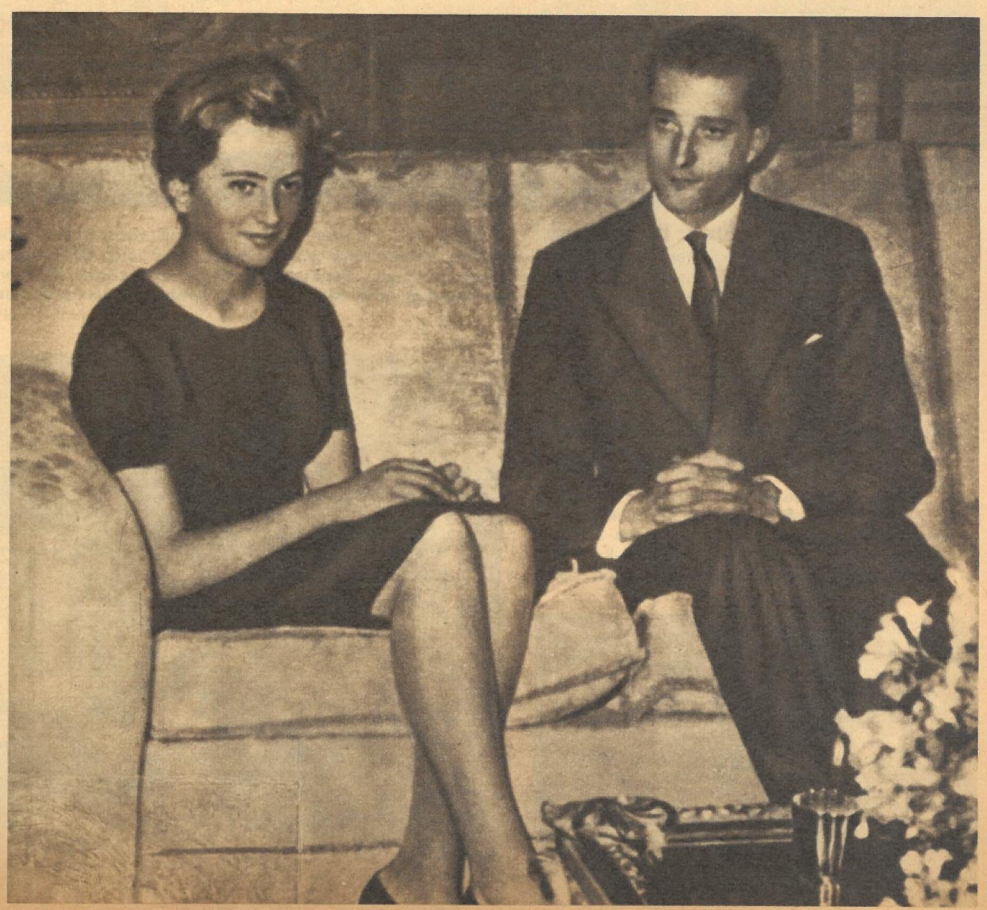
Fotos E. Buschmann / Text G. Fischer

„Gute Bücher waren schon immer meine besten Freunde“, verrät uns, nach seinen privaten Neigungen befragt, Heinz Hülzenbecher: „Ich habe mich auch hier natürlich besonders dafür interessiert. Neben guter Belletristik, die in großer Auswahl und sehr billig angeboten wird, sind es vor allem Kinder- und Jugendbücher, die einem jungen Menschen wirklich etwas geben, und politische Literatur, mit der ich mich näher befaßt habe. Einen Vergleich mit der Westzone, wo Kriegsschwarten, Comics und antikommunistische Hetzschriften dominieren, kann ich mir sparen. Ich möchte nur auf eines hinweisen, was mir nicht gefällt, nämlich den wenigen Gebrauch, den manche Menschen von diesen Bildungsmöglichkeiten machen. Wie viele Westdeutsche wären froh, wenn sie die gleiche Auswahl hätten. Ich sehe aber gerade darin die große Überlegenheit der DDR. Hier werden keine Naziheldentaten verherrlicht, sondern hier werden wirklicher Humanismus und Fortschritt allen Bürgern sehr leicht zugänglich gemacht!“

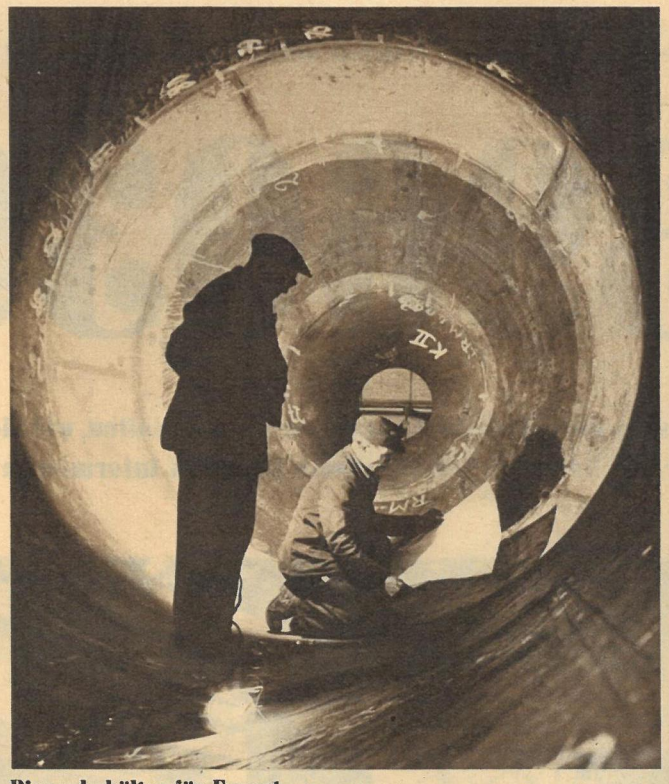
Statt Politik – Familienglück

Zwei Ereignisse von eminenter Wichtigkeit lassen in den westlichen Illustrierten der letzten Wochen die Genfer Außenministerkonferenz in den Hintergrund treten: die Hochzeit des belgischen Prinzen Albert und die vorläufig zweite Heirat der 25jährigen französischen Filmschauspielerin Brigitte Bardot. Während, wie der Leser erfährt, Brigitte (Gage je Film 45 Millionen Francs) und ihr Gemahl Jacques Charrier (Gage je Film 10 Millionen Francs) keine finanziellen Sorgen haben, steht es um das Prinzenpaar schlechter. Die Braut, Prinzessin Paola Ruffo di Calabria, hat nämlich außer ihrer Ahnengalerie (Offiziere, Diplomaten, allein vier Kardinäle und einen aus dem ersten Weltkrieg mit 20 Abschüssen bekannten „Lufthelden“ als Vater) nichts zu bieten. Doch das belgische Parlament hat diesen kleinen Fehler behoben. Das Paar erhält eine jährliche Apanage von 3,5 Millionen Francs, die wahrscheinlich den 950 Millionen Francs entnommen werden, um die das gleiche Parlament die jährliche Lohnsteuer der belgischen Arbeiter erhöhte. Wer kann angesichts dieser Tatsache noch daran zweifeln, daß, wie die westdeutsche Illustrierte „Quick“ schreibt: „Paola die Herzen des belgischen Volkes über Nacht eroberte!“

Fotos „Quick“



Raumfahrt gut überstanden. Die mit Hunden und Kaninchen in den Weltraum gestarteten sowjetischen Mittelstreckenraketen waren die Sensation des Monats Juli. Neidlos mußten amerikanische Experten anerkennen, daß ihren sowjetischen Kollegen mit dem Gewicht der Raketen und der Rückkehr der Tiere erneut große Erfolge beschieden sind, die den Start der ersten „Raummenschen" in greifbare Nähe rücken

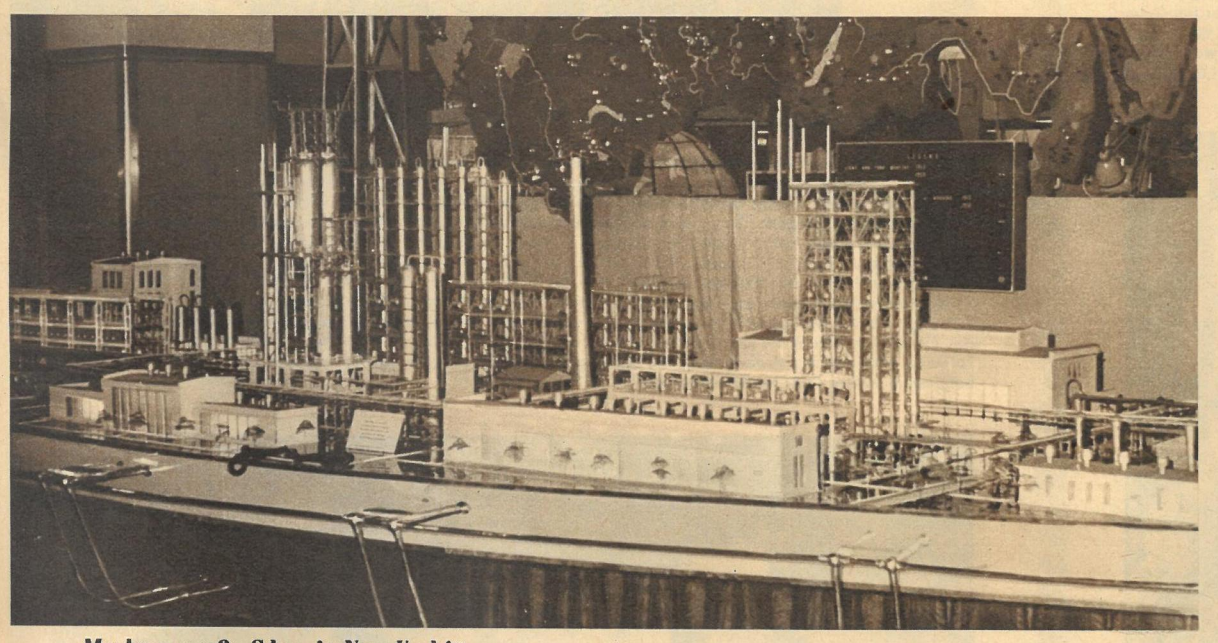


Riesenbehälter für Export. Im VEB Schwermaschinenbau „Georgi Dimitroff" in Magdeburg ist man gegenwärtig dabei, Ausrüstungen für die chemische Großindustrie der Sowjetunion und Polens zu bauen. Es handelt sich hierbei um sogenannte Rektifizierkolonnen, die in der Schwerchemie zum Trennen von Stoffgemischen benötigt werden. Der im Bild gezeigte Riese ist 35 Meter hoch, hat 2 Meter Durchmesser und wiegt etwa 105 000 Kilogramm

Die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt auf eigenen Wunsch der in die DDR übergesiedelte Atomwissenschaftler Dr. Klaus Fuchs. Wie bekannt, war der Sohn des weltbekannten Theologen D. Emil Fuchs seinerzeit aus politischen Gründen in England zu einer hohen Freiheitsstrafe verurteilt worden

Eine gute Ernte erwartet man von den Feldern des rumänischen Staatsgutes Magurele im Gebiet Ploesti. Der Leiter, Chefingenieur und Parteisekretär des Staatsgutes schätzten beispielsweise den diesjährigen Ertrag in Gerste auf 17 bis 18 Doppelzentner je Hektar. Das ist eine frohe Botschaft auch für die Anhänger des edlen Gerstensaftes

Hoher Besuch bei Chruschtschow. Einer Einladung des Präsidialvorsitzenden des Obersten Sowjets, K. J. Woroschilow, folgend, besuchte Kaiser Haile Selassie I. von Äthiopien die Sowjetunion, wo er sich mit den Errungenschaften des Sowjetlandes bekannt machte und beteuerte, auch weiterhin die Länder Afrikas zu unterstützen, die für nationale Unabhängigkeit kämpfen

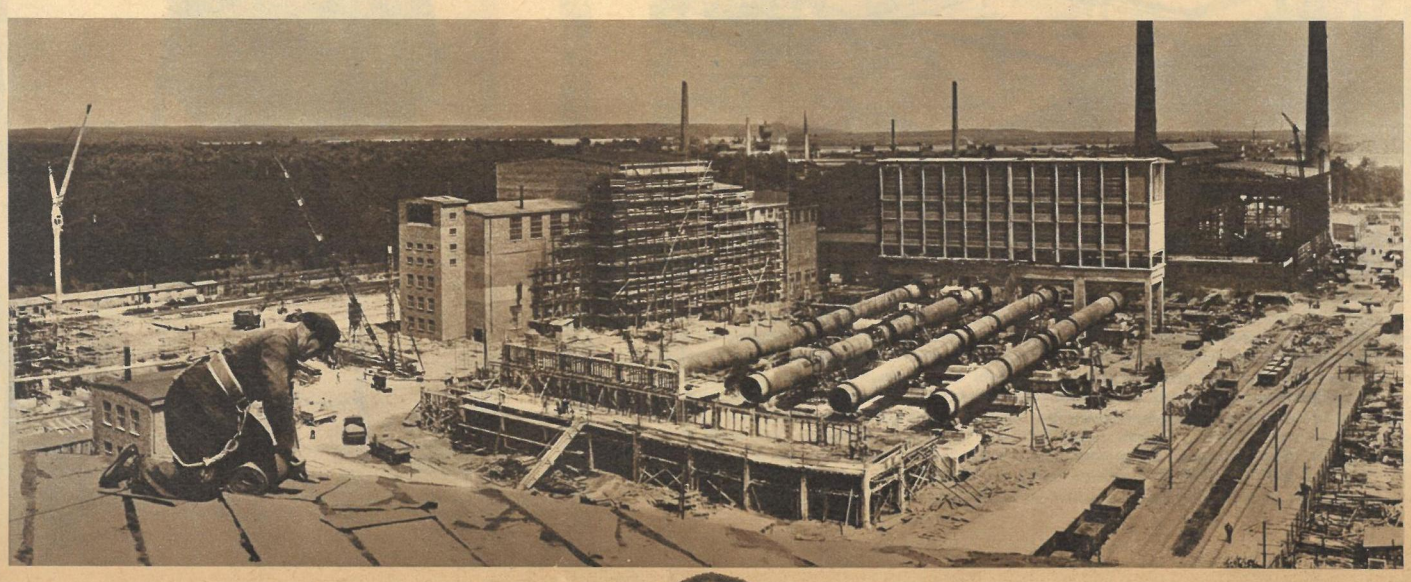


„Moskaus große Schau in New York!" So lauten die Schlagzeilen in der amerikanischen Presse über die Ende Juni im New Yorker „Coliseum" eröffneten sowjetischen Ausstellung, deren Zweck es ist, Amerika die Erfolge der Sowjetunion in Technik, Wissenschaft, Kunst und in den Bereichen des täglichen Lebens zu zeigen. Der Stellvertreter des sowjetischen Ministerpräsidenten, Frol Koslow, der die Ausstellung eröffnete, betonte, daß sich die Sowjetunion in friedlichem Wettbewerb mit den USA messen wolle. Das Foto zeigt ein Modell einer Fabrik für künstlichen Kautschuk

Fotos: Zentralbild (5), Steffen (2), Ilop

Okinawa kämpft gegen Besatzer. Seit Jahren führt die Bevölkerung der japanischen Insel Okinawa gemeinsam mit allen fortschrittlichen Kräften Japans einen erbitterten Kampf um die Befreiung der Insel von den amerikanischen Besatzern. Foto: Demonstration gegen Einführung der Dollarwährung auf dieser zum amerikanischen Flugstützpunkt ausersehenen japanischen Insel

Blut für die Wirtschaft. In Coswig/Anhalt entsteht zur Zeit das größte Gipsschwefelsäurewerk der Welt. Nach Ablauf des Siebenjahrplanes werden in diesem Betrieb jährlich 300 000 Tonnen Klinkerzement und Schwefelsäure produziert. Insgesamt wird unsere Republik zu diesem Zeitpunkt über eine Million Tonnen Schwefelsäure, der wichtigsten aller chemischen Säuren überhaupt, im Jahr erzeugen und damit dann in der Pro-Kopf-Produktion an erste Stelle in der Welt rücken



ZEIT im BILD

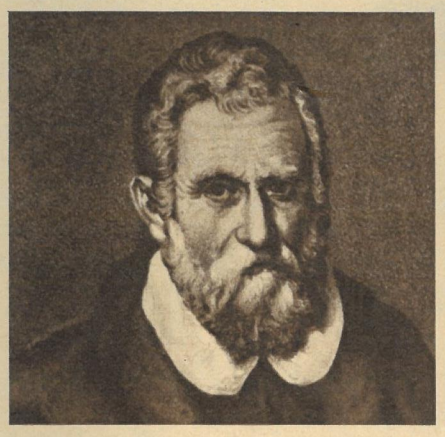
WIR ENTDECKEN DEN

ERDBALL

Bildfolge von Adelhelm Dietzel

9

Die Kreuzzüge (1096—1270), mit denen das christliche Europa das Heilige Land dem islamischen Feind zu entreißen suchte, weckten das Interesse für die fremden Länder im Osten. Doch erst die Beziehungen zu den Mongolenherrschern, die im 13. Jahrhundert unter Dschingis Khan ihre Reiche fast bis Mitteleuropa ausgedehnt hatten, brachten dem Abendland eine Erkenntnis über den schon im Altertum bekannten Raum hinaus. Erstmals erhielt man einen Einblick in die Welt des alten Kulturlandes China durch den Reisebericht des Venezianers Marco Polo. Seine Schilderungen von dem Reichtum, von dem wohlgeordneten Staatswesen, von der Millionenbevölkerung und den gewaltigen Bauwerken zeigten dem Abendland, daß außerhalb seines Gesichtskreises eine Kulturwelt bestand, die in vieler Hinsicht der christlichen überlegen war. Marco Polo, der sich von 1275 bis 1292 in China aufhielt und sich der besonderen Gunst des Großkhans erfreute, beschrieb erstmalig den genauen Weg durch den ganzen asiatischen Kontinent. Natürlich waren seine Angaben nicht frei von Fehlern, denn er war Kaufmann und nicht Forscher. Seine Entfernungen sind meist zu hoch geschätzt, so daß noch auf Karten des 16. Jahrhunderts die Ostgrenzen Asiens zu weit nach Osten verlagert erscheinen, eine Annahme, die bedeutungsvoll wurde für Kolumbus bei seinem Versuch, diese Länder auf dem Seeweg über den Westen zu erreichen.



Erlebnisse mit Löwen in der Serengeti

Aus den Tagebüchern von Michael und Dr. Bernhard Grzimek erzählt ZB als einzige Illustrierte der DDR

„Da wären wir also", sagt Micha, und wir steigen aus. Hinter uns brummt ein Motor. Eine riesige Staubwolke hinter sich aufwirbelnd, rollt ein Geländewagen auf uns zu. Am Steuer Myles Turner, ein Game Warden, wie die Wildpfleger der westlichen Serengeti genannt werden. Er springt vom Sitz, strahlt uns an:

„Großartig gelandet! Respekt! Sie sind nämlich der erste, der hier herunterkommt. Dabei ist der neue Landestreifen noch gar nicht fertig, erst zur Hälfte. Ein richtiges Kunststück, daß Sie den Eindecker glatt in die Schneise gesetzt haben."

Micha und ich sehen uns an, und im Augenblick wissen wir beide, daß wir Seronera mit Banagi verwechselt haben. Aber das macht nichts. Wir sind trotzdem an Ort und Stelle, denn Myles Turner, der uns erwartete, hat unsere große Blechhütte, etwa einen Kilometer von seinem Haus entfernt, aus ein paar Dutzend numerierten Aluminiumtafeln zusammengeschraubt und aufgestellt.

„Weil das ein Platz ist", bedeutet er uns, „wo Sie, und darum sind Sie ja hier, mitten zwischen Löwen sitzen."

Myles Turner liebt Löwen.

Er hätte keinen besseren Platz finden können. Das merke ich schon in der ersten Nacht. In Afrika dauern die Nächte das ganze Jahr hindurch zwölf Stunden. Ich liege im Dunkeln wach und denke an die lange Flugstrecke zurück, mit ihren verschiedenen Zwischenlandungen, Stationen, Erlebnissen und Begegnungen. Immer noch habe ich das unablässig tuckernde Dröhnen unserer Maschine im Ohr, das dann, unmerklich wie mir scheint, in ein anderes, ähnlich brüllendes Geräusch übergeht. Da wird mir bewußt: Es sind Löwen! Brüllende Löwen in unmittelbarer Nähe unserer Hütte. Zuerst ist es einer, dann antwortet ein zweiter. Von weiter ab meldet sich ein dritter. Ein ganzes Rudel muß hier herum lagern.

Es erregt mich, aber es schreckt mich nicht, nein, für mich hat das Gebrüll etwas Heimatliches. Da ich ja in Frankfurt im Zoo wohne, ist es wie zu Hause — nur mit dem Unterschied, daß dort die Löwen hinter Gittern leben, hier jedoch auf freier Wildbahn und nur durch eine dünne Wand aus Aluminium von uns getrennt, und die Fenster der dünnwandigen Hütte stehen offen.

Das Gebrüll da draußen, von Fauchen, Knurren und Grollen unterbrochen, dröhnt wie ein sich entladendes Gewitter. Michael aber schläft. Wie immer liegt er auf dem Bauch und rührt sich nicht; schon als kleiner Junge war dies seine Schlafhaltung.

Ich lüpfe mein Moskitonetz handbreit, fasse hinüber nach Michael, lüpfe auch das Moskitonetz über seinem Bett und rüttle ihn wach. Er brummt unwillig, aber dann hört er die Löwen, ist schlagartig hellwach und hat im Augenblick das Tonbandgerät eingeschaltet, das wir auf einem Klappstuhl zwischen unseren Betten betriebsfertig aufgestellt haben. Das Mikrophon ist am Ende eines Kabels außerhalb der Hütte aufgehängt, zwanzig Meter von uns entfernt.

Da, ein Knall, das Tonbandgerät fällt auf die Erde und wird unter meinem Bett hindurch zur Tür gezerrt. Das Kabel klemmt sich. Der mit dem Mikrophon spielende Löwe hat das Kabel gepackt und zieht daran. Die Hütte dröhnt. Im Nu sind wir aus den Betten und an der Tür, öffnen sie einen Spaltbreit. Michael nimmt die Stablampe und leuchtet nach draußen.

Wenige Meter vor uns steht ein großer Löwe und starrt geblendet in das Licht. Sein Knurren klingt bedrohlich, wir halten den Atem an. Aber dann sehen wir an seiner Mähne, die noch nicht voll ist, daß es sich um ein noch junges männliches Tier handelt. Im Dunkeln hinter ihm leuchten noch mehrere andere Augenpaare. Uns genügt, was wir gesehen haben; respektvoll schließen wir die Blechtür und sichern sie mit ein paar Stühlen, die wir dagegenstemmen.

Michael und ich sehen uns an. „Jetzt weiß ich wirklich", sagt Michael, „daß wir hier sind. Es ist wie Zuhausesein. Spürst du's nicht auch?"

Als am Morgen darauf die Sonne rötlich hinter dem Banagi-Hügel hochstieg, sahen wir die Bescherung, die die Löwen in der Nacht angerichtet hatten. Das Fotostativ, an dem wir das Mikrophon festgebunden hatten, war zerbissen. Einer der Löwen hatte das Kabel mit solcher Kraft durch die Tür gezerrt, daß sie nach außen halb aufgebogen war. Wir hoben sie aus den Angeln, legten sie auf die Erde und sprangen darauf herum, bis sie wieder gerade war.

Neben der Tür hing noch ein Gummiwassersack; man kann am unteren Zipfel einen Hahn aufdrehen, und unter dem Strahl wäscht man sich die Hände — wir sind sehr stolz auf dieses fließende Wasser. Einer unserer nächtlichen Besucher hatte mit der Pranke hineingeschlagen und den Gummi aufgerissen. Mit einer Gummilösung klebten wir die Risse wieder zu.

Mit den Löwen der Serengeti hatten wir noch viele Erlebnisse. —

Wenn man als Löwe auf die Welt kommt, sollte man sich als Geburtsort die Serengeti in der Gegend des Banagihügels aussuchen. Hier gibt es stets Wild in Mengen, und weil nicht genug Wasser für die Menschen da ist, es dafür aber Malariamücken und Tsetsefliegen in Massen gibt, ist diese Gegend nie besiedelt worden. Auch bei den Leuten, die sich zu Hause gern als mutige Löwenjäger brüsten, wurde die Serengeti bald als das Löwenparadies der Erde berühmt.

Als Tanganjika nach dem ersten Weltkrieg unter britische Verwaltung kam, fielen Schützen aus dem benachbarten Kenia in die Gegend von Banagi ein, weil die Serengeti dicht an der Grenze dieser alten britischen Kolonie liegt und man also keine langen Safaris zu machen brauchte. Niemand hatte Bedenken, die Löwen zusammenzuschießen, denn sie galten damals als schädliches Raubzeug. Manche Jäger kamen zurück und hatten auf einer einzigen Safari hundert Löwen geschossen. Sie konnten gar nicht die Häute mit zurückschleppen und begnügten sich daher, nur die Schwänze als Trophäen abzuhacken.

1929 machte man endlich 250 Quadratkilometer, von den offenen Serengeti-Ebenen an bis zum Viktoriasee, zu einem Wildschutzgebiet, in dem überhaupt nicht mehr gejagt werden durfte. Damals wurde auch das kleine Haus in Banagi gebaut, und 1931 zog Monty Moore dort als Wildhüter ein. Seitdem sind bis auf den heutigen Tag die Zeiten für die Löwen immer rosiger geworden.

Monty hatte noch viel Kummer. Er fand bald heraus, daß man Löwen nicht bei Nacht mit Blitzlicht an einem Kadaver zu fotografieren braucht, sondern daß es ebensogut bei Tage geht. So wurde es in den dreißiger Jahren große Mode, ein Zebra zu schießen, es an ein Auto zu binden und in die Nähe von Löwen zu schleifen. Sie kamen dann hervor und zerrissen es, wobei man sie vom Auto aus von allen Seiten fotografieren konnte.

Zum Schluß waren die Löwen so an dieses Spiel gewöhnt, daß sie unter ihren Schattenbüschen am trockenen Flußlauf sofort vortrotteten, wenn sie nur das Tuckern eines Motors hörten. Monty und seine Frau hatten viele Sorgen, weil ihre Lieblingslöwen, die alle Spitznamen bekamen, gern aus dem Schutzgebiet hinausgingen und in die Nachbarschaft gerieten, wo noch gejagt werden durfte. Sie lotsten ihre Lieblinge immer wieder mit Ködern zurück in die Sicherheit, mußten aber oft erleben, daß eine Jagdgesellschaft ankam und ihnen stolz das frischabgezogene Fell des Löwen „Simon" oder „Graubart", mit denen die beiden befreundet waren und die sie beschützt hatten, vor die Haustür warf. Obwohl die Tiere, nach dem Zustand der Schuhe der Besucher zu urteilen, bequem vom Auto aus geschossen waren, mußten sie sich zähneknirschend und dazu noch mit liebenswürdiger Gastgebermiene anhören, welche Strapazen und grausigen Abenteuer die Jagdgäste mit diesen „Bestien" erlebt hatten. Heute ist das ganze Gebiet National-Park, und für die Löwen ist es wirklich ein Paradies.

Unter dem Flugzeug fanden die Grzimeks eines Tages Löwen vor, die dabei waren, die Überreste eines Zebras zu vertilgen

Staat

Um die Größe des Tierbestandes und die Wanderwege der Herden in der Serengeti-Steppe festzustellen, waren Dr. Bernhard Grzimek und sein Sohn Michael im menschenlosen

In einer Aluminiumblechhütte hatten die Grzimeks alles untergebracht, was sie für ihre Expedition benötigten. Die Feldbetten waren durch zeltartig gespannte Moskitonetze geschützt. Ihre Berichte und Tagebuchblätter schrieben sie im Schein einer Spirituslampe, denn unter dem Äquator wird es schon um 7 Uhr abends dunkel; erst von dieser Tageszeit ab war es in der Hütte überhaupt erträglich; tagsüber war es darin glühend heiß

Wasser mußte stets in Gummisäcken mitgeführt werden. Michael Grzimek wäscht sich hier unter der transportablen Wasserleitung. Sie hängt an dem Stacheldrahtverhau, das nachts um das Flugzeug gezogen war, damit Löwen und Hyänen nicht die Pneus durchnagten. „Fliegendes Zebra" wurde die Maschine ihres Tarnanstrichs wegen genannt, der sie aber gleichzeitig in der Steppe bei eventuellen Notlandungen leichter auffindbar machte

Vom fahrenden Auto aus fingen die Grzimeks Zebras, indem sie sie mit der Hand am Schwanz packten und festhielten. Ein Zebra läuft mit einer Geschwindigkeit von rund 50 Kilometern in der Stunde, hält das aber nur drei bis vier Minuten durch. So konnten ihnen dann farbige Halsbänder angelegt werden, damit sie später vom Flugzeug aus wiedererkannt und die Wanderwege der großen Herden festgestellt werden konnten

Den Tierbestand der Serengeti festzustellen, kam dem Zählen von Ameisen gleich. Bilder von einzigartiger Schönheit hielten die zwei Forscher aus der Vogelperspektive fest. Sie hatten den zweihundertfünfzig Quadratkilometer großen Bezirk in parallele Gebietsstreifen aufgeteilt, die sie systematisch abflogen. Wo das Gelände die Orientierung besonders schwer machte, warfen sie Papierbeutel voll Kalk hinunter; wenn der Beutel platzte, entstand eine deutlich sichtbare Markierung. Außer Michael Grzimek, dem Piloten, befanden

t der großen TIERE

sich zwei Zähler an Bord der Maschine. Einer davon war immer Dr. Bernhard Grzimek. Jeder beobachtete nach einer Seite hinunter und zählte. Das Auge übte sich im Erfassen und Schätzen. Später wurde die Liste verglichen, in die die zwanzig wichtigsten Tierarten eingetragen waren, bis auf minimale Differenzen hatten beide Zähler stets gleichwertige Ergebnisse. Bisher hatte man nach den Schätzungen der Wildhüter angenommen, daß noch über eine Million großer Tiere in der Serengeti leben. Die beiden Forscher stellten am Ende ihrer Arbeit fest, daß nur noch rund 400 000, also nur ein Drittel des angenommenen Bestandes, vorhanden sind. Und doch sind es noch immer unvorstellbare Massen. Dr. Bernhard Grzimek und sein Sohn Michael, der sogar sein Leben gab — er verunglückte vor der Rückreise tödlich mit dem Flugzeug —, setzten sich dafür ein, diesen wundervoll und einzig dastehenden Wildpark in seiner Schönheit zu erhalten, ihn nicht durch sinnloses Abknallen durch Trophäenjäger dezimieren zu lassen, ihn der ganzen Menschheit zu erhalten

IM NÄCHSTEN HEFT
Begegnungen in der Serengeti

Wie der PROFIT es befahl

VON JOACHIM GOLL

4. Fortsetzung

Schwarzes Elfenbein

Grausame Formen hatte der Sklavenhandel gegen Ende des 18. Jahrhunderts erreicht. In den Weiten Afrikas war kaum noch eine Gegend vor den weißen Sklavenhändlern sicher. Zu Tausenden wurden die Neger zusammengetrieben, aneinandergefesselt und in tagelangen Märschen zur Küste gebracht, um als billige Arbeitskräfte nach Amerika verfrachtet zu werden. Keiner der Unglücklichen wußte, wohin die Fahrt der Schiffe ging, keiner wußte, daß sie ihre Heimat nie wiedersehen würden, und keiner von ihnen wußte, welche unendlichen Qualen ihnen allein schon auf dem Transport in fremdes Land bevorstanden.

Noch ahnten die Neger auch nichts von dem Elend eines Sturmtages, wenn die Luken geschlossen wurden und jegliche Zufuhr frischer Luft aufhörte. Und noch wußten sie nicht, wer von ihnen im Kot und Schweiß auf harten Planken eines qualvollen Todes sterben und den Haien zum Fraß dienen würde . . .

Millionen von Negersklaven wurden so von Afrika nach Amerika geschleppt. An der afrikanischen Westküste wurden ganze Gebiete entvölkert. Unübersehbar ist die Zahl derjenigen, die nie die Gestade der neuen Welt erreichten, die auf den Sklavenschiffen eines schrecklichen Todes starben und ins Meer geworfen wurden. Aber selbst auf dem neuen Kontinent war der Leidensweg der Negersklaven noch nicht zu Ende. Hier wurden sie den Sklavenhaltern und deren Aufsehern ausgeliefert, wurden sie mißhandelt und weiterhin wie ein Stück Vieh getauscht oder verkauft — wie die Profitgier ihrer Besitzer es befahl.

„Nigger 'raus!"

Und noch immer ist der Leidensweg der amerikanischen Neger nicht zu Ende. Zwar sind sie heute nicht mehr Sklaven wie ihre Vorfahren — aber sind sie wirklich frei?

Lynchjustiz in den Südstaaten

Jener Septembermorgen im Jahre 1957, an dem die Central High School in Little Rock ihre Pforten wie gewöhnlich zu einem neuen Schultag öffnet, ist sonnenerfüllt und verspricht einen strahlend schönen Tag. Die 150 000 Einwohner der Hauptstadt des Bundesstaates Arkansas der USA bereiten sich wie an jedem Morgen auf ihr Tagewerk vor. Daß vor dem Gebäude der Central High School Straßenpassanten stehenbleiben, fällt nicht besonders auf. Es mögen Hausfrauen sein, die vor ihrem Einkaufsgang einen kleinen Plausch machen, oder Angestellte, die auf dem Weg zu ihrem Büro einen Freund oder Bekannten getroffen haben. Schwatzend, mit ihren Taschen schlenkernd, streben die Schüler der Schule zu, aus deren geöffneten Fenstern fröhlicher Lärm weit über die Straße schallt.

Es ist ein ganz gewöhnlicher Werktagmorgen. Nichts deutet darauf hin, daß die friedliche Straße vor der Central High School schon in wenigen Augenblicken ein Hexenkessel aufgeputschter Leidenschaften, giftigen Hasses sein wird.

Kurz bevor die Schulglocke die erste Unterrichtsstunde verkündet, erscheinen vor der Central High School einige Negerschüler, sauber und adrett gekleidet wie ihre weißen Kameraden. Sie scheinen nicht zu bemerken, daß die Gespräche der Straßenpassanten plötzlich verstummen, daß viele Augenpaare ihnen folgen.

Dann schrillt die Glocke zur ersten Stunde. Und mitten hinein in den Klang der Glocke kreischt plötzlich eine Frauenstimme: „Sie sind drin! Sie sind drin!"

Die Straßenpassanten vor dem Schulgebäude sind mit einemmal keine harmlosen Hausfrauen und Angestellten mehr, sondern eine lärmende, tobende Menge.

„Los, holen wir die Bastarde 'raus!" schreit ein Mann.

Die Menge verwandelt sich in einen geifernden, brüllenden Mob, der unaufhörlich Zuzug erhält. Schon ist die Straße vor der Schule voll von Menschen. Kalter, stupider Haß lauert in den Augen der Männer. Die Gesichter der Frauen sind hysterisch verzerrt.

„Nigger, 'raus aus der Schule!"

„Nigger, geht hin, wo ihr hingehört!"

So brüllt die Menge.

Eine Frau mit Einkaufstasche, eben noch eine mit ihrer Nachbarin plauschende Hausfrau, geifert: „Ich will meine Kinder nicht da drin haben!"

Und eine andere schreit, sich wie ein Automat eintönig wiederholend, zur Schule hinüber: „Bleibt nicht mit den Niggern drin! Bleibt nicht mit den Niggern drin! Bleibt nicht mit den Niggern drin!"

Dort, wo soeben noch der Bildreporter einer Negerzeitung und einige seiner weißen Kollegen den Schulgang der Negerkinder fotografiert haben, kommt es zu Tätlichkeiten. Man schlägt dem dunkelhäutigen Reporter die Apparate aus der Hand. Ein Fußtritt in den Magen wirft ihn zu Boden, und schon fällt die Menge in rasender Wut über den Wehrlosen her. Auch ein weißer Reporter sieht sich plötzlich inmitten der tobenden Menge, auch ihm werden die Fotogeräte demoliert. Was nützt es ihm, daß er den Tobenden seinen Presseausweis vorhält. Jemand reißt ihm den Ausweis aus der Hand, und gleich darauf liegt der Ausweis des „Life", einer der größten Zeitschriften der USA, im Staub der Straße.

„Mach, daß du nach Hause kommst, du Importierter!" brüllt es dem Reporter entgegen.

Der Schreier hat den Beifall der Menge auf seiner Seite. Hatte nicht Gouverneur Orval Faubus den Bundesrichter Ronald Davies, der auf Grund des Beschlusses des Obersten Bundesgerichts der USA über die Unvereinbarkeit der Rassentrennung an den amerikanischen Schulen mit der Verfassung ab September den gemeinsamen Unterricht weißer und schwarzer Schüler für die Central High School anordnete, einen „Importierten" genannt? Davies war einer aus den Nordstaaten und glaubte, sich hier im Süden aufspielen zu können. Aber der Mann sollte eines Besseren belehrt werden. Noch nie hatte ein Neger auf einer Schulbank der Central High School von Little Rock gesessen — und es sollte keiner darauf sitzen! Gouverneur Faubus hatte dem Bundesrichter auch eine nicht mißzuverstehende Antwort gegeben: Als die neun für die Schule angemeldeten Negerschüler am ersten Tage des neuen Schuljahres die Central High School betreten wollten, versperrte ihnen ein Kordon der Nationalgarde den Weg. Und wie heute, so hatte auch damals die aufgeputschte Menge gejohlt: „Kein Nigger in unsere Schule!" Daß Faubus endlich nachgab, geschah auf Drängen Washingtons — und es geschah nur zum Schein. Der Gouverneur hat dafür gesorgt, daß den Negerschülern heute ein heißer Empfang bereitet wird.

Und während die Menge vor dem Schulgebäude tobt, werden die neun Negerschüler von ihren weißen Mitschülern durch die Flure gejagt. Schimpfworte schallen durch das Haus. Der die ganze Stadt vergiftende Rassenhaß hat auch vor den Schultoren nicht haltgemacht.

Als der Präsident der Vereinigten Staaten Fallschirmjäger nach Little Rock schickt, können die neun Negerkinder die Schule unter dem Schutz der Bajonette besuchen. Kaum aber sind die Fallschirmjäger abgezogen, beginnt der Rassenterror erneut gegen die neun Negerschüler zu wüten. „Kein Unterricht für Nigger in weißen Schulen! Kein Nigger in die Central High School!" fordert die aufgeputschte Menge. Und Gouverneur Faubus schließt alle Oberschulen in Little Rock. Man wird sie später als Privatschulen wiedereröffnen. Privatschulen aber kann auch kein Präsident zwingen, Negerschüler aufzunehmen. Im Oktober 1958 wird alles für den Unterricht der weißen Schüler vorbereitet, aber rund 700 Negeroberschüler werden in Little Rock keinen Unterricht mehr haben . . .

Little Rock ein Einzelfall? Bände ließen sich füllen mit Beispielen für die Verfolgung und Unterdrückung, denen die Neger in Amerika heute noch ausgesetzt sind. Bombenanschläge auf Negerschulen, unmenschliche Gerichtsurteile für Dinge, die einem Weißen niemals als Vergehen zur Last gelegt werden, der Ausschluß von der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und vom Besuch bestimmter Lokale gehören auf die Liste des Rassenhasses ebenso wie die Lynchmorde des Ku-Klux-Klan. Hierher gehört das Dynamitattentat, das 1957 in Knoxville (Tennessee) auf den berühmtesten Jazztrompeter der Welt, Louis Armstrong, und seine Band verübt wurde; hierher gehört die Tatsache, daß der Sänger Harry Belafonte, dessen Kalypsoaufnahmen in Millionen Schallplatten auf der ganzen Welt verbreitet sind, im Jahre 1958 in New York keine Wohnung finden konnte . . .

Noch immer ist der Leidensweg der amerikanischen Neger nicht zu Ende. Zwar werden sie nicht mehr in Ketten über den Ozean gebracht, zwar sind sie nicht mehr Sklaven, wie es ihre Vorfahren waren, die von ihren Besitzern ganz nach Belieben verkauft oder getauscht wurden — sie sind keine Sklaven im engeren Sinne des Wortes mehr und sind doch nicht frei.

Rauschgift, Bibeln und Kanonen

„Und was gedenken Sie nun zu tun, Mylord?" Smith trommelte erregt mit den Fingern auf den Armlehnen seines Sessels. Lord Napier, der erste Oberaufseher des britischen Handels in China, erhob sich von seinem Platz hinter dem zierlichen Schreibsekretär, trat an das Fenster und sagte: „Ich werde warten."

Smith sprang wie von der Tarantel gestochen auf und trat mit einigen raschen Sätzen, wie man sie dem dickleibigen Kaufmann nicht zugetraut hätte, dicht an den Regierungsbeamten heran. „Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!" stieß er hervor und fuhr sich mit einem großkarierten Taschentuch über sein rotes, vor Erregung schweißbedecktes Gesicht. „Das kann unmöglich Ihr Ernst sein, Mylord!"

Lord Napier lächelte überlegen. „Die Situation", erläuterte er, „die Situation, mein lieber Mr. Smith, ist nicht so, daß ich zu Scherzen aufgelegt wäre!"

Der Oberaufseher verstummte und blickte zum Fenster hinaus. Draußen, am Ufer des Perlflusses, lagen die Schuppen und Vorratshäuser der britischen Faktorei zu Kanton. Jedoch, es war nirgends ein Mensch zu sehen. Nur drüben auf den Schnellseglern der Kaufleute zeigte sich hin und wieder ein Matrose, der neugierig zu den Stadtmauern von Kanton hinüberblickte, vor denen starke Posten von chinesischen Soldaten aufgezogen waren, während die Torwachen durch bis an die Zähne bewaffnete Mandschugardisten verstärkt worden waren. In gewissen Zeitabständen marschierten Patrouillen an den geschlossenen Toren der Faktorei vorüber. Aber sonst herrschte rings um die englische Handelsniederlassung Stille. Sie lag in einer wie ausgestorben wirkenden Zone und wurde offensichtlich gemieden wie eine Wohnstätte Leprakranker. Dieses lähmende Schweigen ringsum hatte sich auch auf die Faktorei selbst übertragen. Zwischen den Lagerschuppen und Vorratshäusern, wo sonst Dutzende chinesischer Kulis mit dem Verpacken und Verladen der Waren beschäftigt waren, tauchte jetzt nur hin und wieder einmal einer der englischen Kaufleute auf. Und ihren zögernden, langsamen Schritten, ihren sorgenvollen Mienen war anzumerken, daß ernste, schwerwiegende Gedanken sie beschäftigten.

Die aufgepeitschte Menge fällt über den Negerreporter her

Dem dicken Kaufmann wurde Lord Napiers Schweigen unbehaglich. Er gab ein paar ärgerliche Schnaufer von sich und sagte mit Nachdruck: „Aber gerade weil die Situation so ernst ist, Mylord, muß etwas geschehen. Jeder Tag, den wir verstreichen lassen, bringt uns unersetzliche Verluste!"

„Ich bin kein Kaufmann, Mr. Smith", erwiderte der Lord, „ich bin Bevollmächtigter Ihrer Majestät. Deshalb kann ich die Lage — so sehr ich Ihre Bedenken und Sorgen auch begreife — nur vom Standpunkt meines politischen Auftrages aus sehen. Meine Instruktionen aber sind eindeutig. Ich will erreichen, daß die chinesische Regierung nicht nur Kanton, sondern auch ihre übrigen Häfen für unseren Handel öffnet, und zwar nicht nur für eine begrenzte Handelszeit, sondern ständig. Sind Sie nicht selbst unzufrieden damit, Mr. Smith, daß Sie Kanton nur während einer festgesetzten Zeit anlaufen dürfen?"

Smith hatte sich wieder in den Sessel fallen lassen. „Allerdings", rief er jetzt heftig, „allerdings bin ich mit der Begrenzung der Handelszeit unzufrieden. Aber, Mylord, ich bin Kaufmann und nichts weiter. Eine ungewisse Zukunft kümmert mich verteufelt wenig. Ich sehe auf das Heute und auf die Tatsachen. Und was sehe ich da? Meine beiden Schnellsegler liegen seit zehn Tagen, mit Waren vollgestopft bis an die Luken, hier fest. Wir selbst aber sitzen in der Faktorei wie in einer Mausefalle. Kulis und Diener sind uns davongelaufen, weil man ihnen die Köpfe abschlagen würde, wenn sie weiter bei uns ‚rothaarigen Barbaren' blieben. Unsere Lebensmittel gehen zur Neige — und Sie, Mylord, wollen warten! Worauf eigentlich? Daß wir hier allesamt verhungern? Oder glauben Sie etwa, die Kreisregierung in Kanton wird nachgeben, weil sie uns mit ihrer Blockade in der Hand hat? Nein, Mylord, Ihre großen Pläne und Ziele in Ehren. Aber eine befristete Handelszeit in Kanton ist mir lieber als die für immer zugeschlagene Tür."

Lord Napier machte eine ungeduldige Handbewegung und wandte sich seinem Besucher zu. „Warum lassen Sie Ihre Schnellsegler nicht nach Norden fahren, Mr. Smith?" fragte er. „Die Küste ist lang, und es gibt verschwiegene Buchten in großer Zahl. Ihre Waren können Sie auch anderswo absetzen."

„Sie beharren also auf Ihrem Entschluß, Kanton nicht zu verlassen? Sie wollen der Anweisung der Kreisregierung nicht nachkommen?" fragte Smith und fächelte sich Luft zu, denn dieser 26. September 1834 war ein heißer Tag.

Der Lord nahm wieder an seinem Schreibsekretär Platz. Er begann in Papieren zu blättern und sagte: „Wir sind beide Engländer, mein lieber Mr. Smith, und sollten über die Dinge ruhig und sachlich sprechen. Ich fürchte nämlich, Sie beurteilen die Lage denn doch nicht ganz richtig."

Und nun begann Lord Napier dem Kaufmann auseinanderzusetzen, welche Folgen das Erlöschen des Monopols der Ostindischen Company für den Handel mit China hätte. Das waren tatsächlich schwerwiegende Folgen: Seit dem Erlöschen des Handelsmonopols der Ostindischen Company ist es allen Untertanen Seiner Königlichen Majestät von Großbritannien erlaubt, mit China Handel zu treiben. Was Wunder also, daß sich die Aufmerksamkeit der englischen Kaufleute und Fabrikanten immer mehr auf China konzentriert? Hier bot sich ja ein unermeßlicher Absatzmarkt für die heimischen Manufakturwaren an! Noch ehe am 24. April 1834 das Monopol der Ostindischen Company abgelaufen war, stachen von Liverpool aus bereits die ersten Schiffe in See, um nur ja rechtzeitig in China einzutreffen und auch nicht einen Tag zu verlieren. Im Juli des gleichen Jahres traf dann auch Lord Napier als Bevollmächtigter der britischen Regierung in Kanton ein. Damit aber — und so entsprach es den Wünschen der englischen Fabrikanten und Kaufleute — sollten die Beziehungen zu China in ein neues Stadium treten. Das fernöstliche Land hatte sich bisher ängstlich gegen die Außenwelt abgeschirmt und jeden offiziellen Kontakt mit dem mächtigen Inselreich vermieden. Die Öffnung des Hafens von Kanton für die Schiffe der Ostindischen Company sowie für andere ausländische Fahrzeuge während einer begrenzten Handelszeit und die Genehmigung, die Handelsgeschäfte mit bestimmten, von der chinesischen Regierung beauftragten und bevorrechteten Kaufleuten, den Hong, zu regeln, mußten damals bereits als ein großes Zugeständnis gewertet werden. Aber diese Art der Beziehungen, durch die der Handel an freier Entfaltung gehemmt wurde, entsprach längst nicht mehr den Wünschen der Kaufleute. Da nun auch die englischen Fabrikanten nach dem Fernen Osten blickten, stand die Frage nach einer Neuregelung dieser Beziehungen auf der Tagesordnung. Die Entsendung eines britischen Regierungsbevollmächtigten diente dem Ziel, direkte Verhandlungen mit chinesischen Regierungsbehörden herbeizuführen und dadurch die Öffnung weiterer Häfen für die englischen Waren zu erreichen.

„Sie werden einsehen, mein lieber Mr. Smith", schloß der Lord seinen Vortrag, „daß ich also auch in Ihrem Interesse handle, wenn ich meinen Instruktionen gemäß unnachgiebig bleibe. Sie, Mr. Smith, handeln mit Tee und Seide und schmuggeln — lassen Sie es mich einmal ganz offen aussprechen, denn alle anderen machen es ebenso — Opium. Aber wie kann sich Ihr Geschäft weiterentwickeln, wenn die ‚gelben Söhne des Himmels' uns nur einen Hafen öffnen? Bedenken Sie, welche neuen Möglichkeiten sich Ihnen eröffnen werden, wenn Sie erst einmal in drei, vier und noch mehr Häfen offizielle Handelsverbindungen herstellen können! Oder wollen Sie sich auf die Dauer mit Kanton begnügen, wo es immer schwieriger und gefährlicher wird, Opium abzusetzen?"

„Sie haben leider nur allzu sehr recht, Mylord", gab der dicke Kaufmann mit trüber Miene zu. „Erst kurz vor dem Beginn unserer Blockade durch die Kreisregierung hat man zwei meiner besten Zwischenhändler verhaftet und öffentlich erdrosselt."

„Da sehen Sie es selbst!" bemerkte Lord Napier. „Unter diesen Bedingungen ist an eine Erweiterung des Handels gar nicht zu denken. Ich weiß selbst, daß die Kreisregierung einigen Hong-Kaufleuten allein schon wegen des Verdachtes, in Opiumgeschäfte verstrickt zu sein, das Privileg des Handels mit uns entzogen hat. Dem können wir auf die Dauer nicht tatenlos zusehen!"

„Aber die Verluste, die meine Geschäftsfreunde und ich infolge des nun schon seit Wochen währenden Boykotts erleiden, sind nicht zu verschmerzen, Mylord!" wandte der Kaufmann ein.

„Mein lieber Mr. Smith", sagte der Lord, jovial lächelnd, „Sie haben vorhin bestätigt, daß Sie an einer Öffnung weiterer Häfen interessiert sind, und nun jammern Sie um Verluste, die sich vielleicht morgen schon in vielfachen Gewinn verwandeln werden — vorausgesetzt, wir bleiben standhaft und lassen uns nicht einschüchtern. Oder glauben Sie etwa, wir werden unser Ziel erreichen, wenn der Bevollmächtigte Seiner Majestät von England sich den Befehlen einer Kantoner Kreisregierung unterordnet, die sich weigert, mit ihm zu verhandeln? Hier bitte, überzeugen Sie sich selbst, ob der Bevollmächtigte Britanniens in einem solchen Tone mit sich sprechen lassen kann!"

Der Lord reichte dem Kaufmann ein Schriftstück. „Dies ist die Übersetzung der Antwort, die mir der Vizekönig von Kanton auf mein Ersuchen um direkte Verhandlungen gab."

„Nun", fragte der Lord, „bestehen Sie jetzt immer noch darauf, daß ich Kanton gemäß dem Befehl der Kreisregierung verlassen soll?"

Der Kaufmann wiegte den Kopf. „Diese Antwort", begann er vorsichtig, „ist eindeutig —"

„Und unverschämt!" fiel ihm der Bevollmächtigte ins Wort.

„Sie sind unangemeldet nach Kanton gekommen, Mylord, und haben Ihren Willen, sich hier für immer niederzulassen, den chinesischen Behörden erst nach Ihrer Ankunft mitgeteilt", bemerkte der Kaufmann. „Ein behutsameres Vorgehen wäre höchstwahrscheinlich zweckmäßiger gewesen. Und warum, Mylord, mußten Sie zwei Fregatten den Perlfluß heraufsegeln lassen und ein Feuergefecht mit den chinesischen Forts von Whampoa heraufbeschwören? War es nötig, die Kreisregierung in dieser Weise zu reizen?"

„Ich habe meine Instruktionen, Mr. Smith", sagte der Lord, durch die Hartnäckigkeit des Kaufmanns gereizt, mit Schärfe. „Und ich finde es beschämend, daß Sie und einige andere Kaufleute statt meine Position zu stärken, meine Bestrebungen hintertreiben, indem Sie die Kreisregierung in einer Bittschrift um die Freigabe des Handels ersuchen."

„Wir waren der Meinung", rechtfertigte sich der Kaufmann, „daß auf irgendeine Weise die Verhandlungen wieder in Fluß kommen müssen. Mit dem gegenwärtigen Zustand ist doch weder uns noch unseren Kantoner Geschäftspartnern gedient."

„Und was haben Sie erreicht?"

Smith zuckte mit den Schultern und fuhr sich mit dem karierten Taschentuch über das schweißnasse Gesicht. „Die Kreisregierung besteht darauf, daß Sie, Mylord, abreisen und die Fregatten zurückziehen."

„Da sehen Sie es!" bemerkte Napier höhnisch. „Ihren guten Willen zahlt man mit Spott heim. Ich hoffe aber, diese Erfahrung hat Sie darüber belehrt, daß mit diesem gelben Gesindel eine andere Sprache gesprochen werden muß!"

Negerschüler betreten die Schule im Schutz der Bajonette

Und Smith las: „Die Satzungen unseres Landes sind unabänderlich. Wir kennen sie wohl, die Weise der Barbaren, bald dies, bald jenes zu wollen, bald dies, bald jenes umzugestalten. Solcher leichtfertigen Wandelbarkeit ist die unerschütterliche Weisheit des Mittelreiches immerdar abhold gewesen. Die Leute der Company in der Faktorei sind, wie man hört, durch einen Mann des Königs ersetzt worden. Dies kümmert das Reich innerhalb der vier Meere durchaus nicht. Jeder Staat hat das Recht, in seinem Land nach Gutdünken zu schaffen. Man wird im zivilisierten Mittelreich die früheren Verkehrsordnungen aufrechterhalten. Unter welchen Bedingungen England seinen Untertanen den Handel erlaubt, ist der chinesischen Staatsregierung gleichgültig. Sie kümmert sich nicht darum."

„Zur Zeit", wandte Smith resigniert ein, „wird leider überhaupt nicht gesprochen, Mylord. Unseren, respektive Ihren Willen gegen den der Kreisregierung zu setzen, bekommt unseren Geschäften schlecht. Auch das ist eine Erfahrung, die wir soeben zu machen Gelegenheit haben. Ich befürchte, man wird Ihr Verhalten, Mylord, nicht zu Unrecht als eine Provokation auffassen und uns die Tür endgültig zuschlagen. Was aber dann?"

„Dann, mein lieber Mr. Smith", verkündete Lord Napier triumphierend, „werden wir diese Tür aufbrechen. Endgültig und für immer."

Fortsetzung folgt

mit einem LOTTO-Abonnement

API-ROYALE

GELEE-ROYALE
ZELLTONIKUM

GONDEL, LEIPZIG S3

Die Bienenkönigin

verdankt ihre Vorrangstellung der Ernährung mit **GELEE-ROYALE,** welches sich durch hohen Gehalt an hautfreundlichen Biokatalysatoren auszeichnet. Zahlreiche Versuche zeigten seine Wirksamkeit in der Schönheitspflege.
Regelmäßige Anwendung erzeugt Straffung erschlafften Gewebes, bessere Durchblutung, frischen Teint und beugt Faltenbildung vor.

Was jede Frau von der Wolcrylon-Faser wissen sollte (1)

Wolcrylon behält die Form!

Viele Frauen – vielleicht auch Sie schon – haben die höchst angenehme Erfahrung gemacht, daß Trikotagen aus Wolcrylon nach der Wäsche weder schrumpfen noch lappig werden. Wie am ersten Tag behalten sie stets ihre tadellose Form. Wie kommt das? Woher diese lobenswerte Fasereigenschaft?
Die Formbeständigkeit einer Faser hängt vor allem von ihrer Elastizität ab. Ein Faserbausch mit guten elastischen Eigenschaften, den Sie mit den Händen stark zusammenpressen, soll sich wieder ausdehnen und strecken, sozusagen „erholen".

WOLCRYLON -
das wollige Wunder der Chemie

Und Wolcrylon erholt sich großartig! Die Bauschelastizität, so nennen die Fachleute diese Fasereigenschaft, liegt bei Wolcrylon höher als bei allen anderen Chemie- und Naturfasern, höher sogar als bei der Wolle! Diese einzigartige Elastizität ist die wesentlichste Ursache für die Formbeständigkeit der Wolcrylon-Trikotagen.
Sie dürfen also Ihren Pullover aus Wolcrylon oder Ihre Woletta-Garnitur getrost allwöchentlich waschen. Wolcrylon übersteht jede Wäsche, ohne einzulaufen oder nachzugeben. Sie brauchen nicht vor jedem kleinen Regen zu flüchten; Ihre Strickjacke aus Wolcrylon behält den guten Sitz, der Ihnen beim Einkauf so gefallen hat. Und wenn im Reisekoffer Ihr Pulli zerknautscht – keine Bange, wenn's einer aus Wolcrylon ist! Wolcrylon bügelt sich über Nacht allein aus!

Die Formbeständigkeit ist aber nur eine der vielen Tugenden von Wolcrylon. In unserer nächsten Wolcrylon-Information beantworten wir die Frage: Was ist leichter – Wolle oder Wolcrylon?

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. deutsche Hafenstadt, 7. Zweifelsucht, 13. Blutgefäß, 14. Nebenfluß der Elbe, 16. Vorfahre, 17. römischer Kaiser 54—68 u. Z., 18. weiblicher Vorname (griechisch: Frieden), 19. Getreide, 20. Teil verschiedener Kleidungsstücke, 22. Heilkunde (griechisch), 24. Studentenblume, 27. weiblicher Vorname, 29. sowjetisches Nachrichtenbüro, 32. kleinstes Teilchen eines chemischen Grundstoffes, 34. orientalischer Titel, 37. Stromspeicher (Kurzwort), 40. Fluß in Nordfrankreich, 42. umgangssprachliche Benennung der Mutter, 45. Behältnis, 46. mundartlich für Hals, 47. Schwertlilie, 48. Sologesangsstück, 49. Stadt in Südostfrankreich, 50. Brutstätte, 51. ernstes Gedicht, 52. Raubtierzehen, 54. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 55. Insektenfresser, 57. weiblicher Vorname (Koseform), 59. fortschrittlicher deutscher Maler (geb. 1910), 60. Mongolenfürst, Enkel Dschingis Chans (gest. 1255), 61. Ungeziefer, 64. Nachricht, Anzeige, 66. Reisebüro (Abk.), 67. Teemaschine, 72. Teil des Auges, 74. Wohlgeruch, 76. Stadt an der Zwickauer Mulde, 77. Bergweide, 78. Weinernte, 79. deutscher Komponist (1873 bis 1916), 80. männlicher Vorname (süddeutsch), 81. biblischer Stammvater eines Riesenvolkes, 82. italienisch: Insel, 83. Musikstück für drei, 84. Pflege, Verehrung, 86. Nährmutter, 88. Staat der USA, 90. Kriegsgott, 93. Wasserwirbel, 98. Schiff für den Transport von Flüssigkeiten, 101. letzter Tag eines Zeitabschnittes, 104. männlicher Vorname, 105. Mittellosigkeit, 108. Name eines Sees im sowjetischen Mittelasien, 109. Stadt südlich von Moskau, 110. Körperorgan, 111. italienische Hafenstadt, 112. Stadt in Afrika, 113. größte Stadt Mittelsibiriens.

Senkrecht: 1. Kletterglied der Pflanzen, 2. Strom in Mitteleuropa, 3. Sultanspalast, 4. Gefäß, 5. Volksrepublik, 6. Nische oder Mulde im Gebirge, 7. japanische Münze, 8. Futtermittel, 9. Vertrag, 10. kurze Hose, 11. Kreuzesinschrift, 12. Bodenvertiefung, 15. Blutader, 21. Haushaltplan, 23. italienische Weinstadt, 25. eine der biblischen lasterhaften Städte, 26. kleines Gewässer, 28. Gartenhäuschen, 30. Cheruskerfürst, 31. Getränk, 33. männliche Gestalt in „Ein Maskenball", 35. Warenschau, 36. teigige Masse, 38. Kettengebirge in Amerika, 39. bewaffnete Auseinandersetzung, 41. lateinisch: Tausend, 43. Fläche, 44. Strom in Nordamerika, 52. Knödel, 53. Jurist, 56. straußenähnlicher Vogel, 58. Schiffsseite, 62. Kurort in der Schweiz, 63. Strom in Mittelafrika, 65. Nebenfluß der Donau, 66. Künstler, 68. Monat, 69. gesellschaftskritischer niederländischer Schriftsteller (1860—1931), 70. Schmied der germanischen Sage, 71. Stadt in Jugoslawien, 73. Niederlage, Lager, 75. Wallfahrtsort der Mohammedaner, 77. Herbstblume, 85. Schriftsteller, Nationalpreisträger, 87. seemännisch für: Modell, 89. Vorratswagen für Lokomotiven, 91. Herrschaftsgebiet von 34. w., 92. Fluß, 94. heilende oder erfrischende Flüssigkeit, 95. Laubbaum, 96. tierisches Nährorgan, 97. Magen-, Darmkrampf, 99. Gesamtheit der von einem Menschen ausgehenden Wirkungskräfte, 100. Gewichtseinheit, 102. bei vielen Naturvölkern herrschendes „Verbot", 103. Planet, 106. spanisch: Fluß, 107. Schweizer Kanton. (ö, ü = oe, ue.)

Die Taktikerin

Weiß: Borissenko — Ben-Oni — Schwarz: Lazarevic

Kandidatenturnier der Frauen in Plowdiw

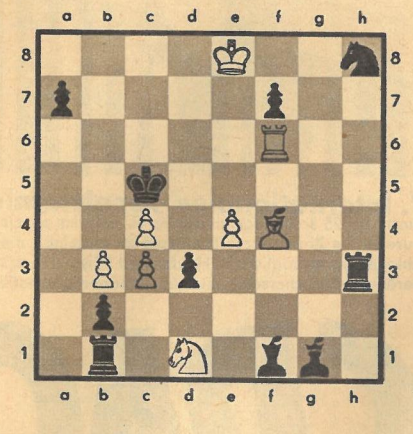
1. d4 c5 2. d5 Sf6 3. c4 e6 4. Sc3 e×d5 5. c×d5 d6 6. Sf3 g6 7. Sd2 a6 8. a4 Sbd7 9. g3 Lg7 10. Sc4 Sb6 11. Sa3 Ld7 12. Lf4 Sb×d5!? 13. S×d5 S×d5 14. D×d5 Lc6 15. Dd2 L×h1 16. f3 0-0 17. 0-0-0 Db6 18. Lh3 L×f3 19. e×f3 d5 20. Dc2 Tfe8 21. Lf1 c4 22. Ld2 Dc5 23. Sb1 b5 24. b4 Da7 25. a5 d4 26. Lf4 d3 27. Dd2 Dd4 28. Da2 Te6 29. h4 Tae8 30. Ld2 Df2 31. Da3 Ld4 32. Sc3 Le3 33. Db2 D×f3 34. Lh3 L×d2† 35. D×d2 Te5 36. Dg2 De3† 37. Kb2 Dd4 38. Td2 Te2 Weiß gibt auf.

Die Siegerin in der vorstehenden Partie belegte den 6. Platz. Sie ist ein interessanter Spieltyp, sagt man; sie legt ihre Partien betont taktisch an und stellt so ihre Gegnerinnen immer vor Probleme. Wie sie in der Partie nach einem Abtauschintermezzo auf d5 — die Eröffnung war noch nicht abgeschlossen — ihr Bauernplus ins Treffen führt und die Partnerin vollständig einschnürt, ist sehenswert.

Siegerin des Turniers und somit Herausforderin der Weltmeisterin Bykowa wurde vor der Jugoslawin Nadljkowic mit 1½ Punkten Vorsprung Sworykina. Übrigens: Lazarevic ist Jugoslawin, die anderen drei sind sowjetische Spielerinnen.

Lösung zu Nummer 19. E. Lindner (3er): 1. Sc2! dr. Dd4 matt. 1. ... Te3! 2. S×e3†. 1. ... Tf4 2. Dd7†. 1. ... Te4/Te6 2. D×f5†.

Der Dreizüger von E. Lindner in Nummer 12 ist nebenlöslich. Wir bringen nachstehend diesen verbesserten Treffpunkt. 1. Se3!



RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 20

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Gogol, 4. Spat, 7. Etage, 11. Igor, 12. Aster, 13. Marga, 16. Land, 17. Urian, 18. Mokassin, 20. Emile, 22. Iris, 23. Kalo, 25. Alpe, 27. Sessel, 30. Run, 31. Tafel, 33. Ara, 34. Ehre, 37. Eisen, 40. Straus, 42. Roland, 45. Senta, 47. Mast, 48. Eos, 49. Korfu, 52. Lea, 53. Eolith, 56. Leda, 58. Lund, 60. Eile, 63. Insel, 65. Enakiter, 68. Konto, 69. Esse, 70. Amati, 71. Eidam, 72. Siam, 73. Nurse, 74. Arad, 75. Praha. — Senkrecht: 1. Gummi, 2. Gorki, 3. Lias, 4. Soli, 5. Pranke, 6. Tadel, 7. Etui, 8. Terlaner, 9. Ariel, 10. Ernte, 14. Aorta, 15. Gasse, 19. SIS, 21. Morast, 24. Alane, 26. Peru, 28. Elen, 29. SOS, 31. Turm, 32. Fels, 35. Haar, 36. Esau, 38. Ideale, 39. Essen, 41. Takt, 43. Oase, 44. Atlantis, 46. Nil, 50. Oheim, 51. Filet, 54. Odessa, 55. Ida, 56. Laken, 57. Diner, 59. Ulema, 61. Itala, 62. Erika, 64. Sode, 66. Neid, 67. Kamp.

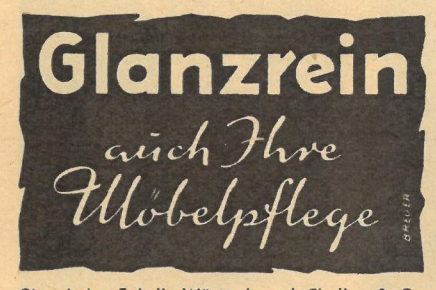
Silbenrätsel. 1. Minorität, 2. Äthylalkohol, 3. Digitalis, 4. Chaussee, 5. Hottentotten, 6. Erpressung, 7. Nitrozellulose, 8. Unfallbereitschaft, 9. Narzisse, 10. Draisine, 11. Furunkel, 12. Rheinsberg, 13. Andersen, 14. Unschuld, 15. Epidiaskop, 16. Nordsee, 17. Umstandswort, 18. November, 19. Distanz, 20. Minarett, 21. Überdruß, 22. Tschechow, 23. Trampeltier, 24. Eidechse, 25. Rohrdommel, 26. Damaskus, 27. Elastizität, 28. Reihendorf, 29. Waldheim, 30. Ekstase, 31. Ladogasee, 32. Trapper, 33. Irtysch, 34. Hinterindien, 35. Roboter, 36. Sonnabend, 37. Entgelt, 38. Ibbenbüren, 39. Dschungel, 40. Zentner, 41. Urlauber, 42. Mitleid, 43. Horizont, 44. Überzieher, 45. Trimester, 46. Espresso, 47. Reitschule, 48. Drehbuch, 49. Elfenkönig, 50. Schneehuhn. — „Mädchen und Frauen und Mütter der Welt, ihr seid zum Hüter des höchsten der Güter, ihr seid zum Schutze des Lebens bestellt!" (Hedda Zinner)

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM

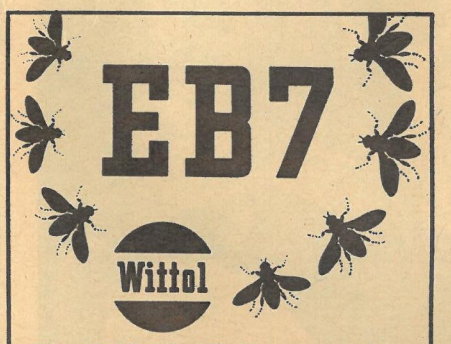
Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertretender Chefredakteur)
Lena Smolny, Bruno Goldhammer, Eberhard Kottwitz, Günther Zumpe (Verlagsleiter)

Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstr. 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf

381



Chemische Fabrik Wüstenbrand Fiedler & Co.
Wüstenbrand, Kreis Hohenstein-Ernstthal



Insektizide Bohnerpaste

für Fußböden sowie besonders für Stellen, die von Insekten bevorzugt werden, wie: Fensterbretter und -rahmen, glatte Flächen an Lampen, Scheuerleisten, Wandbekleidung aus Holz oder Fliesen, Türen und Möbel.

Zur Schädlingsbekämpfung von Insekten, wie: Fliegen, Mücken, Bremsen, Ameisen, Silberfischchen, Schwaben, Wanzen u. dergl.

VEB WITTOL
LUTHERSTADT WITTENBERG

ENERGIE

Grundlage jeder Chemieproduktion

Wir suchen für unsere Schwerpunktbaustelle Pumpspeicherwerk Amalienhöhe Oberbecken im Kreis Saalfeld dringend

Tiefbauarbeiter, Zimmerer, Betonbauer und Maurer

Wir bieten: Trennungsgeld 4,– DM für Verheiratete und 2,50 DM für Ledige pro Tag, kostenlose Unterkunft im vorzüglichen Wohnlager, Bettwäsche wird gestellt. Werkküchenessen, kulturelle Betreuung (Fernsehen, Kino, Sport usw.), gute Sozialeinrichtungen.

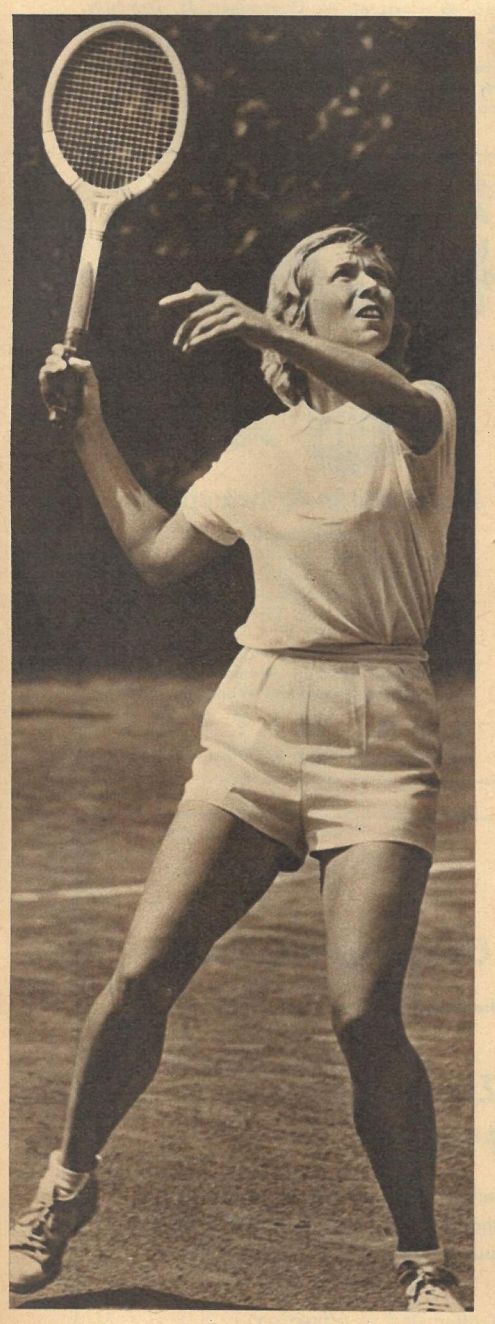
Schriftliche Bewerbungen von geeigneten Kräften sind zu richten an

VEB TALSPERRENBAU WEIMAR – ARBEITSDIREKTION

V. Internationales Tennisturnier in Zinnowitz. Dieses seit 1957 dem Nachwuchs bis 25 Jahre vorbehaltene Turnier ist zu einer schönen Tradition geworden. Vor drei Jahrzehnten wurden die Zinnowitzer Tennisplätze angelegt, um zahlungskräftigen Kurgästen das stundenweise Balleschlagen zu ermöglichen. Heute sind Wismutkumpel interessierte Zuschauer, und für die ständig größer werdende Besucherschar mußten Tribünen geschaffen werden. Besonders erfreulich, daß die Spitzenkönner neben den Turnierkämpfen im Training mit den Urlaubern einen guten Kontakt schaffen und durch Hinweise und Anregungen viele neue Freunde für den Tennissport gewinnen helfen. Manch Außenstehender erfährt dadurch aber auch, welches Trainingspensum viele Jahre hindurch notwendig ist, um gute Leistungen zu erzielen. Für diese Sonnenschlachten, für die oftmals dreistündigen Kämpfe sind kluge Einteilung der Kräfte, gleichbleibende Kondition und vor allem starke Nerven erforderlich

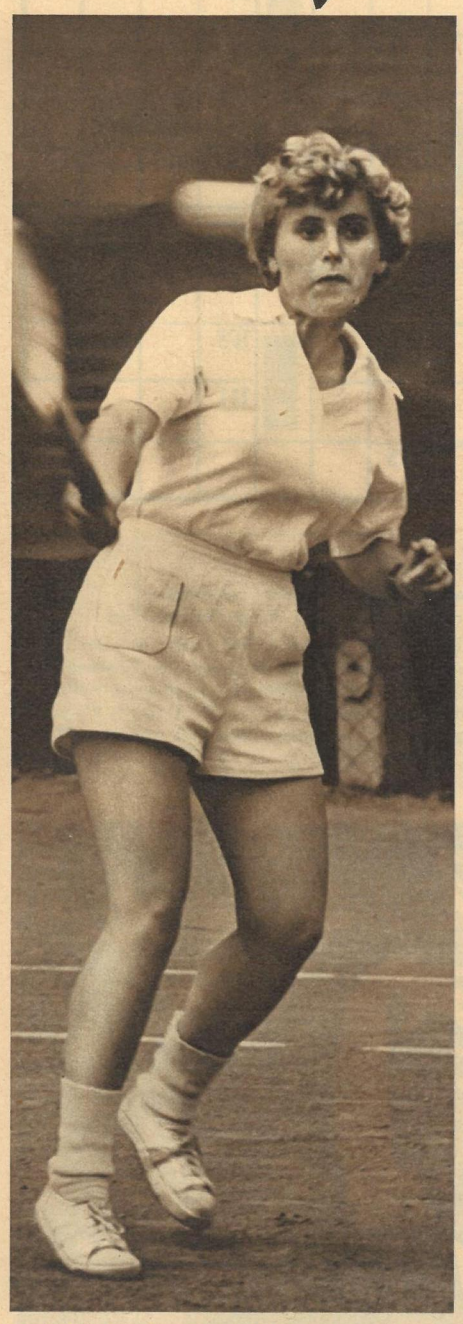
Bildbericht Werner Jenke

CRACKS und weiße Bälle

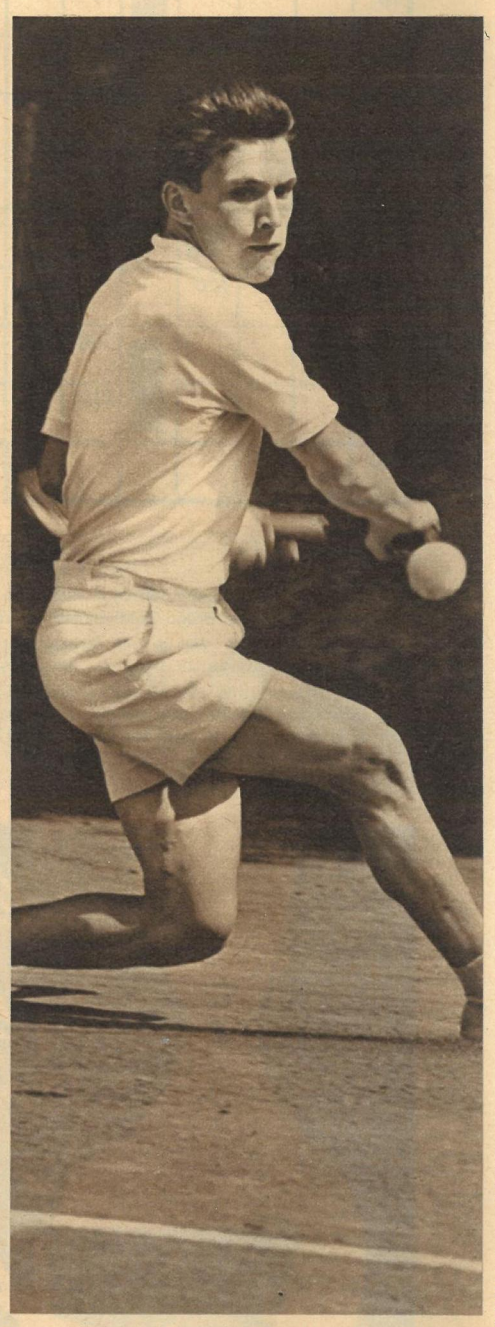


Einen Turniersieg von den fünf Wettbewerben gewannen unsere Spitzenspielerinnen Eva Johannes (Bild) und Inge Schulz im Frauen-Doppel. Zwei Matchbälle gaben den Ausschlag, und die sieggewohnten Ungarinnen Groszmann/Bardoczy endeten auf den Plätzen. Ein schöner Erfolg, leider aber nur einer!

Berliner Musketiere nennt man das Quartett Stahlberg, Zanger (Bild), Fährmann und Rautenberg. Für Stahlberg/Zanger reichte es im Doppel nur zum zweiten Platz. Wir sind zwar im Tennis schon gut vorangekommen, aber es wird noch eine ganze Weile dauern, ehe einer den Rasen von Wimbledon betritt



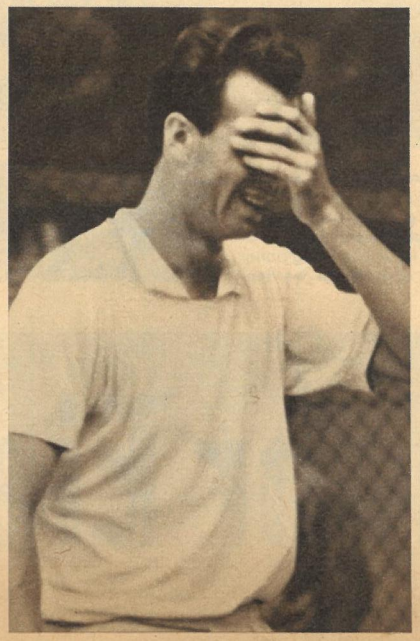
Vorjahrssiegerin Klara Bardoczy konnte sich auch 1959 wieder in die Siegerliste eintragen. Ihre unterlegene Landsmännin Groszmann wird in der ungarischen Rangliste sogar höher, nämlich auf Platz 2, eingestuft. Tschechoslowaken, Ungarn, Polen und Rumänen sind liebgewordene Stammgäste in Zinnowitz



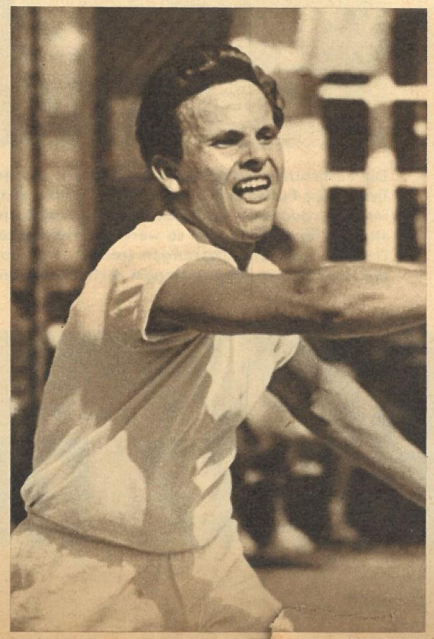
Bester Nachwuchsspieler Polens ist der junge Jamroz. Bewundernswert ist immer wieder die Kondition. Interessant dabei ein Vergleich mit australischen Weltrangspielern. Sie trainieren zehn Tage lang hintereinander je vier Stunden nur an einem einzigen Schlag, außer dem allgemeinen, sehr harten Training!

Mit der Kamera beobachtet. Aufschlag des Bulgaren Tschuparow. Die ganze Kraft wird in diesen Schlag hineingelegt und wenn er „sitzt", bedeutet das meist Pluspunkte. Tennis hat eine andere Zählweise als beispielsweise Tischtennis. Ursprünglich entstand es aus dem „Paume", ein in den Ballhäusern Frankreichs des 17. bis 18. Jahrhunderts beliebtes Spiel mit Ball und Schläger über ein Netz, aber um Geld. Bis zum ersten Wimbledon-Turnier im Jahre 1877 wurde Tennis in stark veränderter Form auf einem Platz gespielt, der einer Sanduhr glich. Erst dann legte der All-England-Club, damals wie heute Veranstalter des inzwischen bedeutendsten Tennisturniers der Welt, neue Platzausmaße, Markierungen und Regeln fest. Auf dem Musterrasen dieses englischen Center-Courts einen Service-Ball schlagen zu können, das ist der Wunsch eines jeden Könners und — bleibt oft unerfüllbarer Wunsch. Wer hier Weltmeister werden will, muß unzählig viele Schweißtropfen verlieren

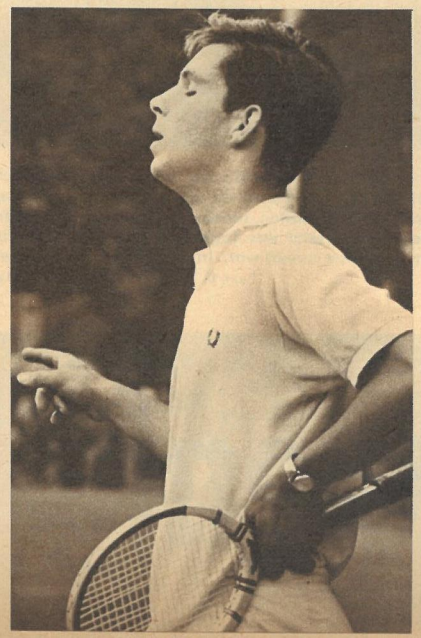
Erstmalig dabei: Schröder (München)
„Jetzt bin ich geliefert. Wer soll das aufholen?"



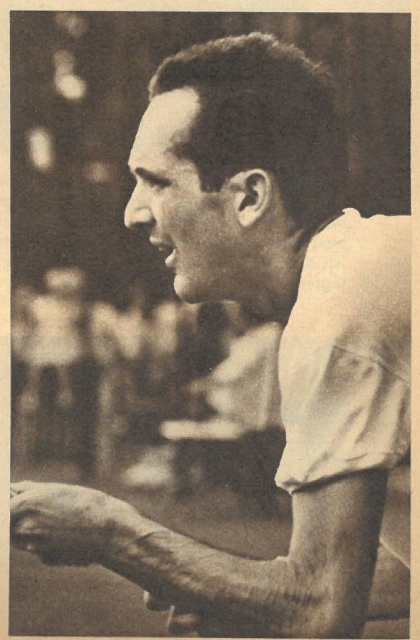
Nachwuchsspieler Schwink (DDR)
„Das verstehe, wer will! Ich lauf mir die Lunge raus!"



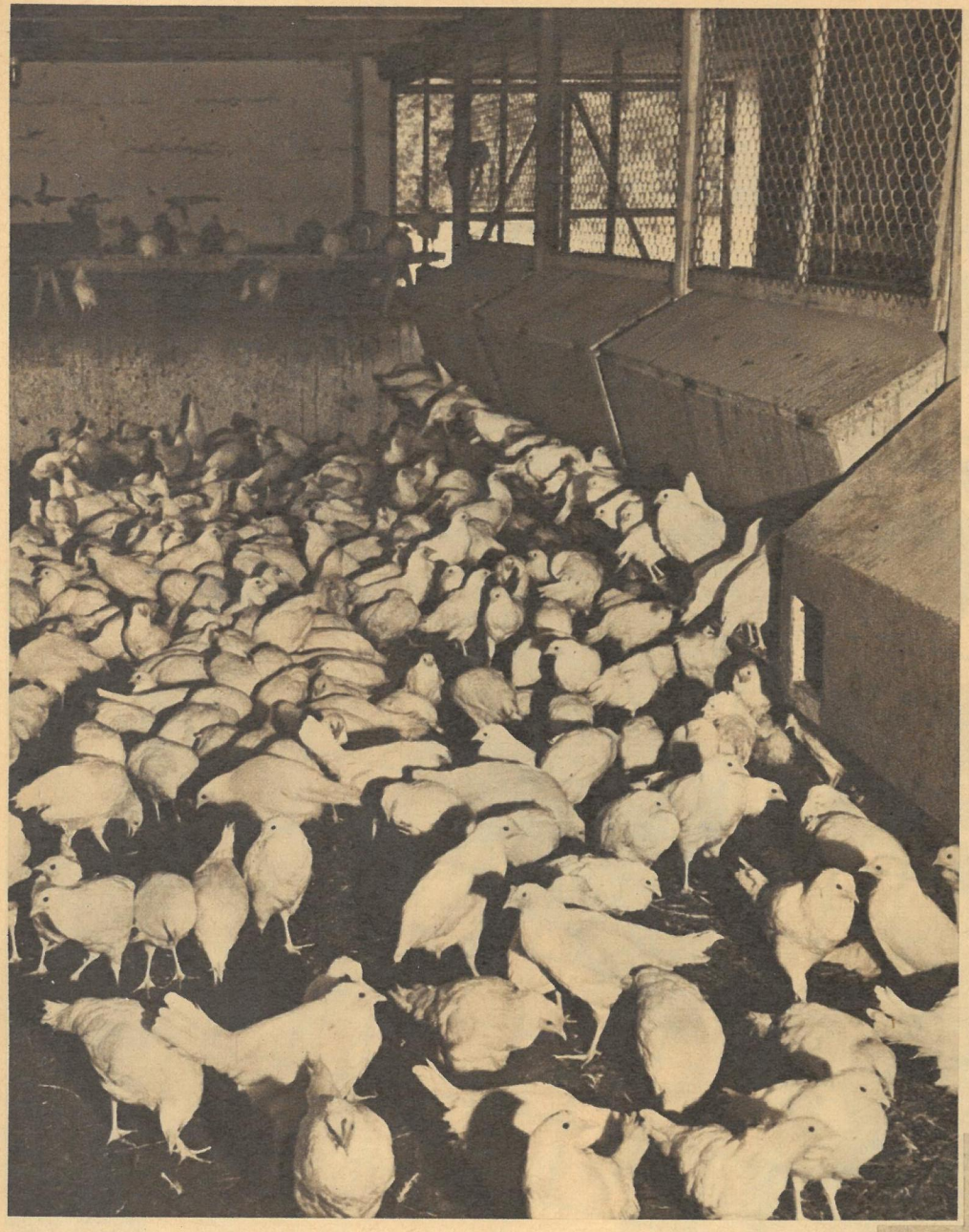
Gern gesehener Dallwitz (Westberlin)
„Junge, das war Massel. So ein Netzball . . ."



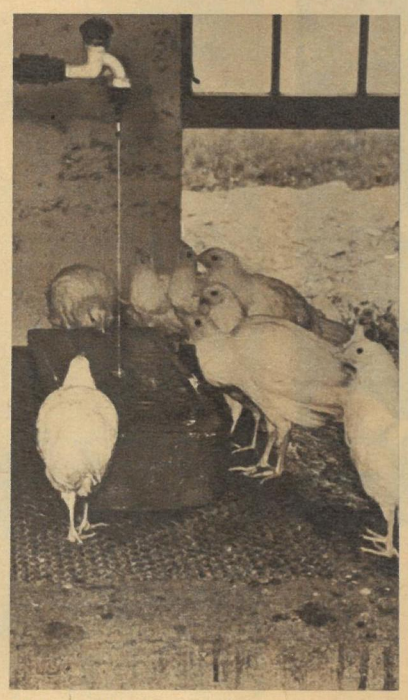
Erfolgreichster Spieler: Korda (CSR)
„Ruhe, Ruhe, auch wenn der Bursche hart ist!"



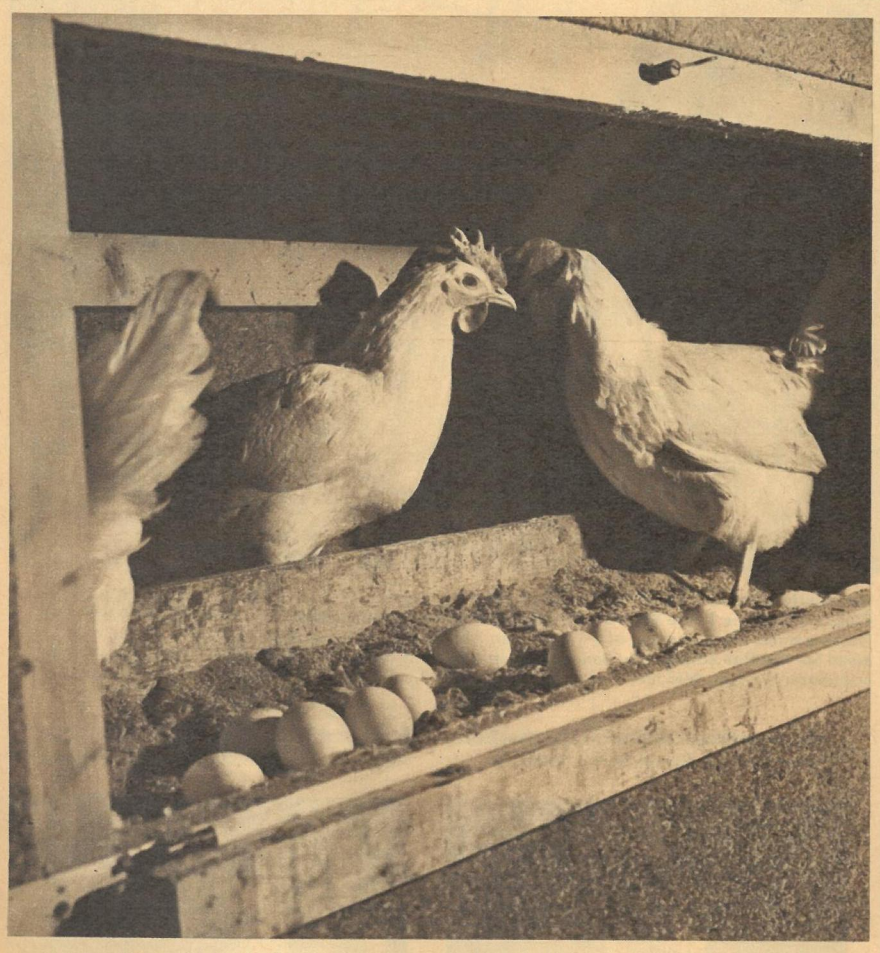
„Wo sollen wir bloß die Hühner unterbringen?" stöhnten in der Vergangenheit oftmals unsere Genossenschaftsbauern. Immerhin kann man ja auch für, sagen wir, 1000 Hühner nicht einen Hektar Land aus der Luft greifen, denn jede Henne braucht immerhin zehn Quadratmeter Auslauf. So glaubte man bisher. Wissenschaftliche Untersuchungen ergaben jedoch, daß bei entsprechender Fütterung und Haltung diese Flächen nicht nötig sind. Die Wissenschaft bewies: Diese Haltung, Intensivhaltung genannt, beeinträchtigt die Legeleistung in keiner Weise. Bei der LPG in Klein-Liebenau, Kreis Leipzig, überzeugten wir uns davon, daß die Hennen ohne oder mit kleinem Auslauf nicht weniger Eier legen



„Zuerst war ich von der Intensivhaltung nicht gerade begeistert", erzählt uns Frau Serno. „Inzwischen habe ich aber meine Meinung geändert. In den nächsten Jahren werden wir 4000 Hennen halten, die ich allein betreue. Bei normaler Haltung kommen auf eine Person höchstens 800."



Frisches und sauberes Trinkwasser brauchen die Hühner. Tropftränken gehören deshalb in jeden Intensivstall. Übrigens wechseln die Hühner im einjährigen Turnus. Die auf dem Bild zu sehenden Junghennen wandern vor ihrer ersten Mauser im nächsten Sommer in die Kochtöpfe

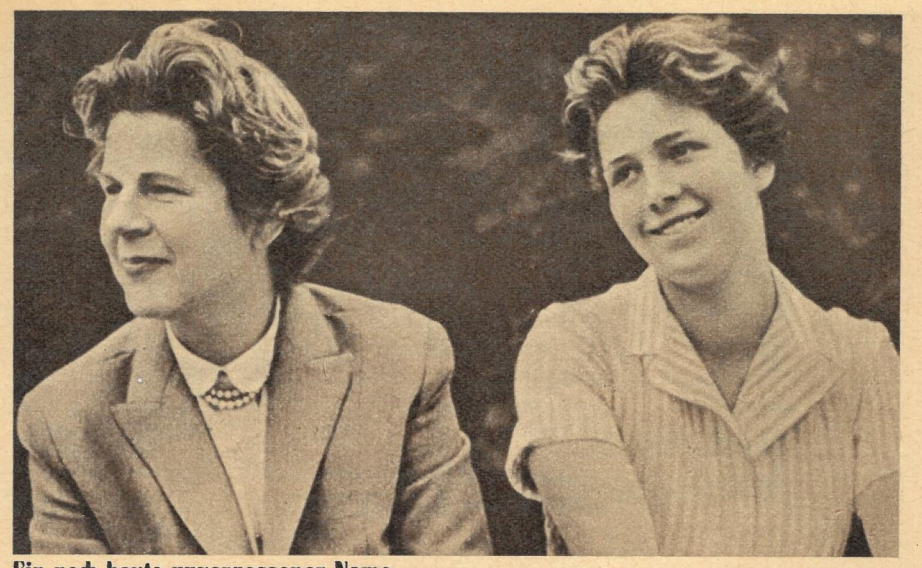


Beleidigt gackerten die Hennen, als wir sie in ihrem Familiennest störten. Diese Nester erfordern nur ein zweimaliges Eierabnehmen, gegenüber den Fallnestern, die öfter kontrolliert werden müssen. Um im Winter die Legefreudigkeit nicht nur zu erhalten, sondern zu steigern, verlängert eine automatische Beleuchtung die Wintertage und ersetzt das Tageslicht. Bezeichnend dafür ist, daß in Klein-Liebenau der Januar der ertragreichste Monat war. In den kalten Januartagen legten 900 Hennen fast 18000 Eier

Text D. Scheffler, Fotos W. Rödel

Die Fütterung erfolgt durch Automaten, an denen die Hennen je nach Bedarf ihr Futter aufnehmen. Eine Füllung reicht dabei zwei Wochen; im Scharraum wird lediglich einiges Körnerfutter gestreut. Der für bestimmte Spezialkulturen so wertvolle Hühnerkot stapelt sich unter dem Drahtgeflecht der Sitzstangen (rechts). Von dort kann der Dung dann mit verhältnismäßig geringem Arbeitsaufwand abgefahren werden

Trotz wenig Platz mehr Eier

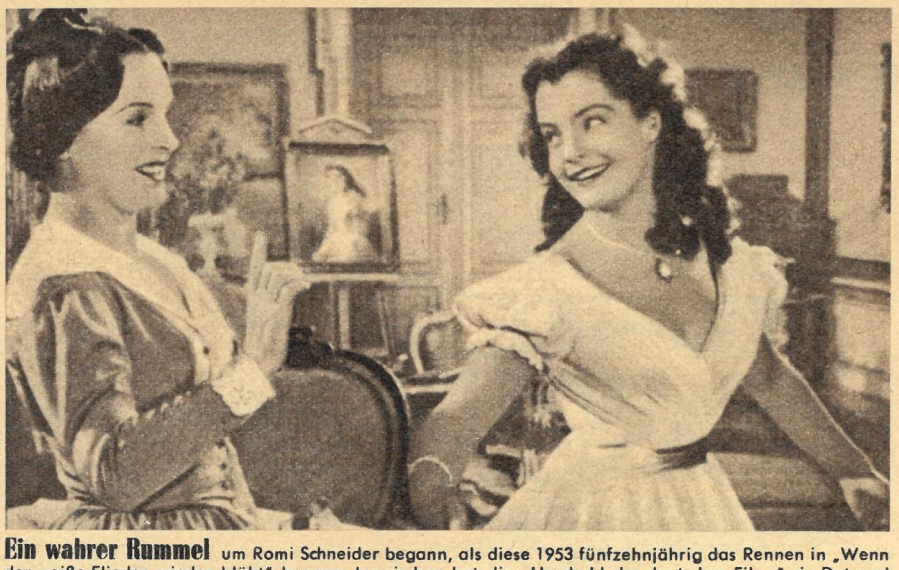


Ein noch heute unvergessener Name für wirkliche Schauspielkunst ist Paula Wessely. Sie hatte es nicht nötig, durch ihre Tochter „wieder ins Geschäft" zu kommen. Christiane Hörbiger-Wessely erhielt eine gute Schauspielausbildung, ehe sie vor die Kamera trat. Der Trick der Produzenten, den Rahm noch einmal mit der zweiten Generation abzuschöpfen, die man mitunter die gleichen Filme noch einmal spielen läßt, die für die Eltern Triumphe waren, wird zur Gefahr für die künstlerische Entwicklung dieser jungen Menschen!

Entdeckungen gefragt. Es entsteht beinahe kein Film westdeutscher Produktion, in dem nicht von irgendeinem Produzenten irgendeine Entdeckung gemacht wird. Bekannte Namen ziehen beim Publikum, also wendet man sich insbesondere an die Kinder bekannter Filmschauspieler. Regine, Heidemarie Hatheyers Tochter, bekam schon mit dreizehn Jahren, noch als Schulmädel, ihre erste Rolle. Möglich, daß bei all diesen Schauspielerkindern echtes Talent vorhanden ist, aber es wird von vornherein überfordert

Großmutter, Mutter und Kind Tschechowa. Olga Tschechowas große Erfolge als grande dame des Films hat ihre Tochter Ada nie erreichen können. Versuchte man es jetzt mit der Enkelin Vera. Durchschlagende Erfolge blieben bisher auch bei ihr aus, aber man lebt vom Namen der Großmutter, und Mama Ada ist eine gute Managerin, sie bringt das Töchterchen immer „an". Diese Hochkonjunktur der zweiten Generation ließ manche ältere Schauspielerin ohne „Nachwuchs" seufzen: „Eine Tochter müßte man haben!"

Texte Lena Smolny / Fotos Archiv



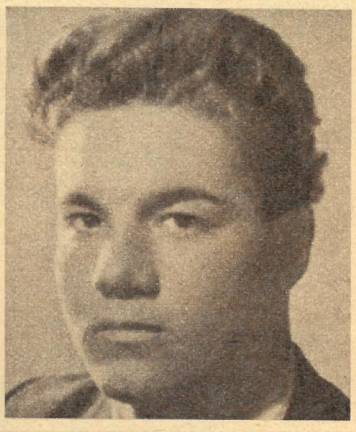
Ein wahrer Rummel um Romi Schneider begann, als diese 1953 fünfzehnjährig das Rennen in „Wenn der weiße Flieder wieder blüht" begann. Inzwischen hat die „Unschuld des deutschen Films" ein Dutzend Filme gedreht und wurde durch kitschige historische Schnulzen das große Auslandsgeschäft. Mama Schneider, jetzt mit dem zweitgrößten Gastronomen-Unternehmer Westdeutschlands verheiratet, bekam dadurch auch immer mal ein Röllchen, und der Stiefvater sorgt mit seinen Millionen für die nötige Publicity

Eine Tochter müßte man haben

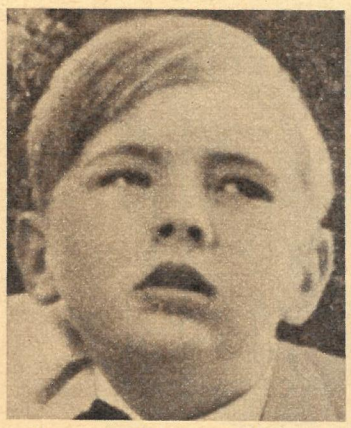
Die Konjunktur mit der zweiten Generation

Siegfried Bräuer jr.

Thomas Hörbiger



Michael Gebühr

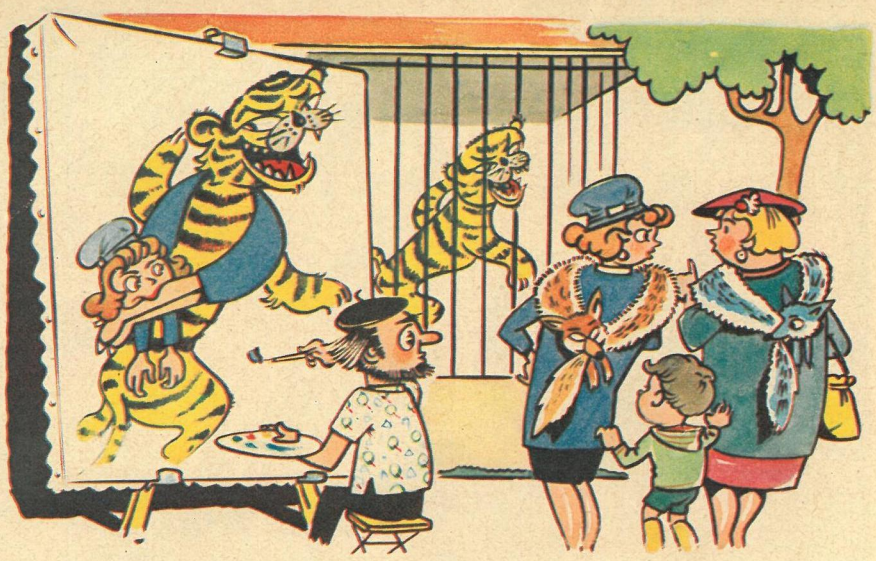


Ursula Lingen

Nicole Heesters

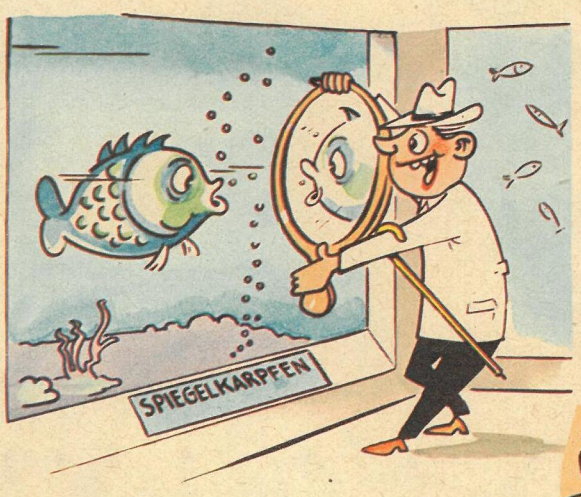
Als das Eis gebrochen war und es sich herumgesprochen hatte, daß die jungen Leute sozusagen das große Los für die Produzenten waren, begann die Suche nach anderen Trägern berühmter Namen. Ob sie Ambitionen zum Schauspielerberuf hatten oder nicht, sie bekamen erst mal eine Rolle. Nicole Heesters beispielsweise wollte ihre Karriere nicht dem Namen des Vaters verdanken und trat unter einem Pseudonym auf. Geschickt verstand es eine Verleihfirma, das „unter größter Diskretion" auszuplaudern, bis Nicole resignierte. Die Einfallslosigkeit der westzonalen Filmkunst zeigt sich also nicht nur in den wiederaufgewärmten Titeln; es müssen sogar die alten Namen sein — damit die Kasse stimmt!

Rund ist die Welt - bunt ist die Welt



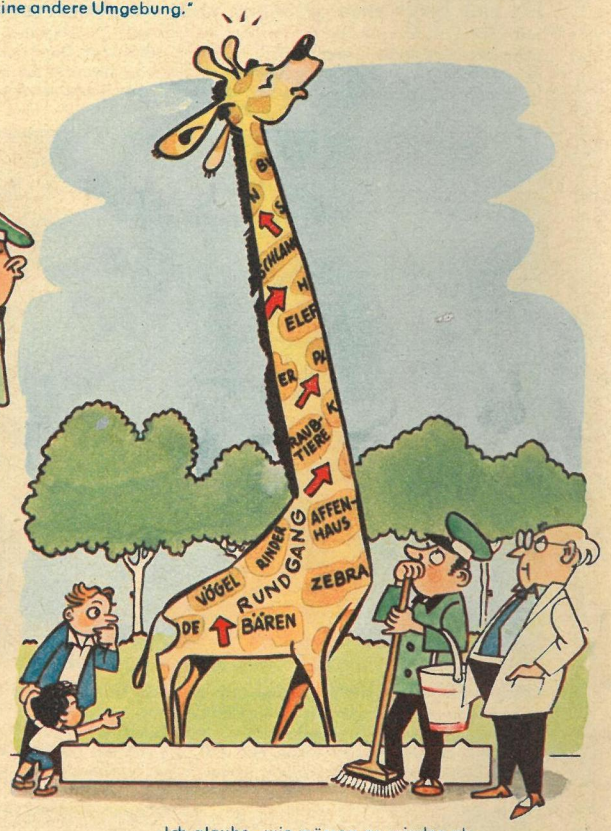
„Die Jury wird sagen, es ist zu unrealistisch!"

„Wissen Sie, Kinder brauchen ab und zu mal eine andere Umgebung."



„Da ich dich nicht füttern kann, will ich dir wenigstens so mal eine Freude machen."

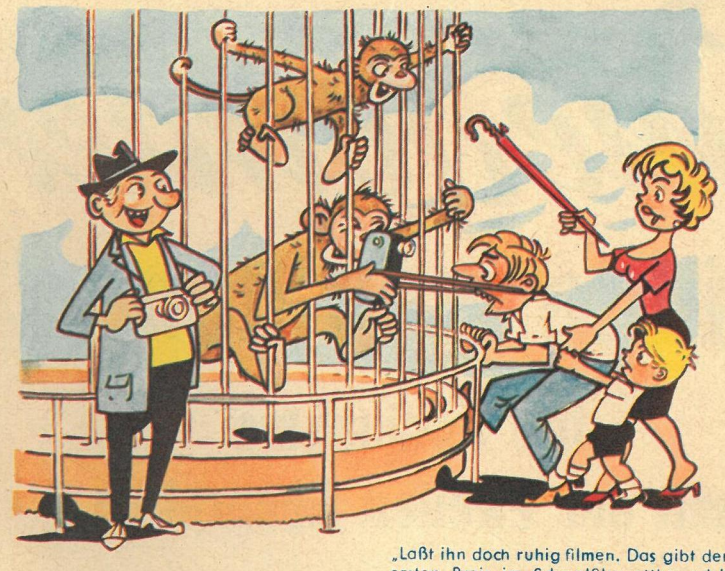
„Bitte, laßt uns 'raus, wir füttern auch bestimmt keine Tiere mehr!"



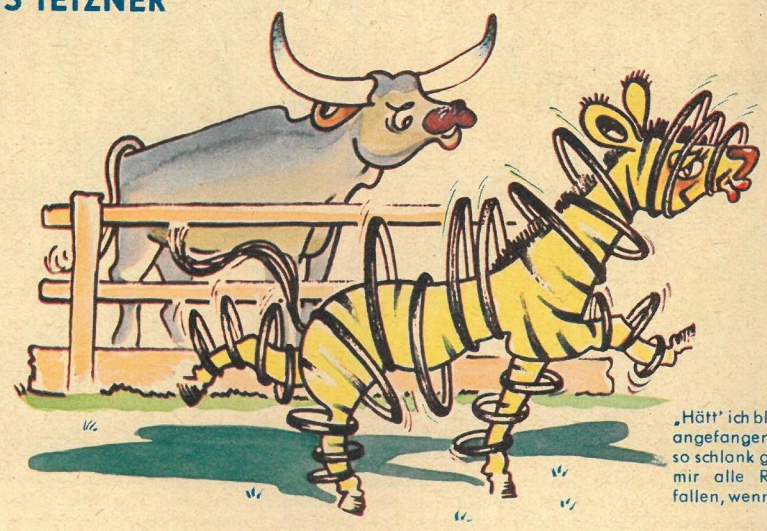
„Ich glaube, wir müssen es wieder abwaschen; sie wird sonst zu hochmütig."

Klamauk im Zoo

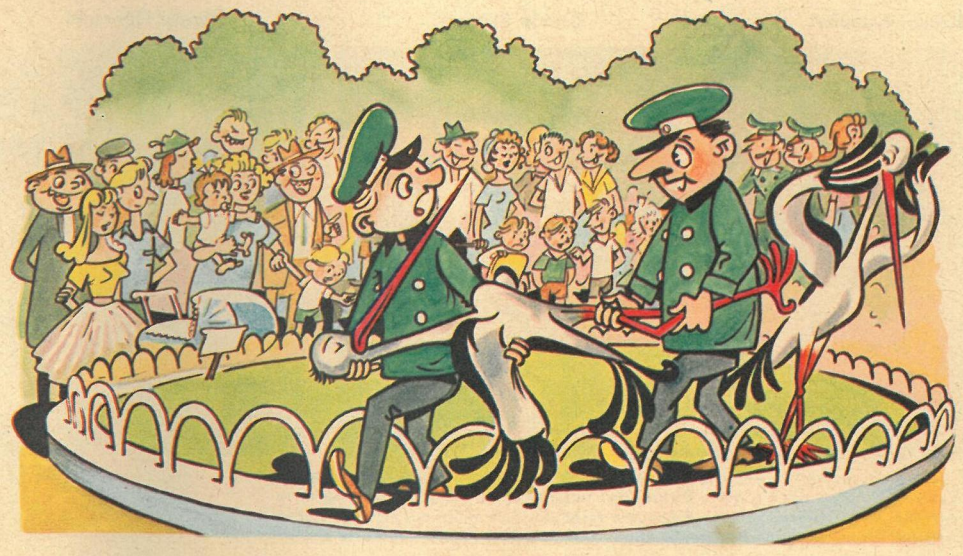
VON HANS TETZNER



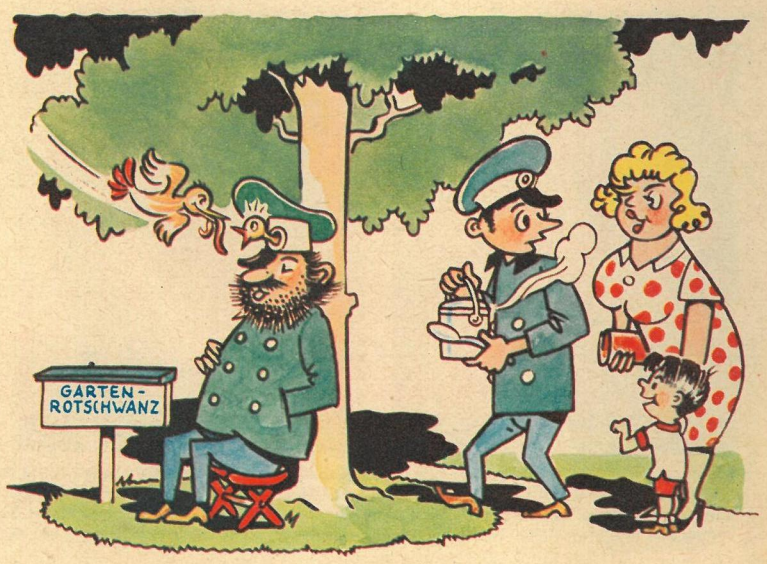
„Laßt ihn doch ruhig filmen. Das gibt den ersten Preis im Schmalfilmwettbewerb!"



„Hätt' ich bloß nicht damit angefangen, jetzt bin ich so schlank geworden, daß mir alle Ringe 'runterfallen, wenn ich aufhöre!"



„Wir müssen doch eine Tafel hinstellen mit der Aufschrift: Es wird gebeten, Witze über den Klapperstorch nur leise zu äußern!"



„Wir haben es erst zu spät bemerkt."